

DIE FACKEL

Nr. 296—297

18. FEBRUAR 1910

XI. JAHR

Joseph Schöffel

ist am 7. Februar 1910 im 78. Lebensjahre
gestorben.

Schließt eure Herzen sorg-
fältiger als eure Tore. Es
kommen die Zeiten des Be-
trugs, es ist ihm Freiheit
gegeben. Götz.

Die Neue Freie Presse hat nicht gesagt, wann er beerdigt werde. Sie hat seinen Lebenslauf mit ruhiger Sachlichkeit beschrieben. Sie hat seinen Sarg nicht begrüßt, und nur eine Handvoll Worte warf sie ihm nach.

»Anfangs der Siebzigerjahre trat er öffentlich hervor, als der Plan auftauchte, den Wienerwald abzustocken. Damals setzte sich Schöffel mit Erfolg für die Erhaltung des Waldes ein.«

Dieser Satz schöpft eine Tat aus, für die hundertundvier Gemeinden den Mann zum Ehrenbürger machten, für die ihm zu Lebzeiten Denkmäler errichtet wurden. Sie ist wortkarg, die alte Hure. Sie ist böse. Der männlichste Mann in Österreich ist nie bei ihr gewesen. Daß er gelebt hat, verzeiht sie ihm im Tode nicht. Ich aber will nicht, daß sie seine Stimme vergesse. Ich will ihn zu ihr sprechen lassen, was er im Jahre 1901 in meinen Phonographen gesprochen hat:

Hochgeehrter Herr!

Besten Dank für die freundliche Zusendung Ihrer Zeitschrift 'Fackel', die ich, nebenbei bemerkt, seit ihrem Erscheinen lese. Ihr Kampf gegen das terroristische, schamlose Treiben der modernen Preßpiraten ist mir sympathisch, und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg! Leider stehen Sie, so wie ich, einsam und verlassen einem übermächtigen, in der Wahl der Mittel gewissen— und ehrlosen Gegner gegenüber. Ich bin ein alter Mann, dessen letzte Kräfte durch Tätigkeit in einem öffentlichen Amte absorbiert werden, — sonst würde mich nichts abhalten, an Ihre Seite zu treten und Ihnen in Ihrem Kampfe zu sekundieren, wie dies einst mein unvergeßlicher Freund Ferdinand Kürnberger in meinem Kampfe um den Wienerwald getan hat.

Wenn Kürnberger heute hören könnte, daß die 'Neue Freie Presse', diese Mißgeburt August Zang's — welcher im Jahre 1873 mir gegenüber sie als eine von der Regierung konzessionierte Kupplerin jeglicher Korruption, als die unverschämteste Buhlerin aller

Staatsbetrüger und Diebe bezeichnete —, sich heute, dreißig Jahre nach Beendigung des Kampfes um den Wienerwald, als Beschützerin desselben, den niemand angreift, aufspielen werde, er würde die Last der Erde, unter der er schläft, sprengen, um dieser schamlosen Dirne ins Gesicht zu schlagen. Die 'Neue Freie Presse' als Verteidigerin des Wienerwaldes, die den Staatsgüterverschleiß in Szene setzte, die den Holzabstockungsvertrag mit Moriz Hirschl und den Verkauf des Wienerwaldes als eine finanzielle Notwendigkeit patronisierte, die, als der Sturm begann, zuerst meinen Kampf totschierte, dann mich verhöhnte und als von Größenwahn befallen mich erklärte, weil ich die Kühnheit hatte, meine Artikel mit vollem Namen zu unterzeichnen, — diese 'Neue Freie Presse' erwartet von einer künftigen liberalen Majorität im niederösterreichischen Landtag ein Gesetz zum Schutze des Wienerwaldes! Risum teneatis amici! Die alte Metze erinnert sich der Erregung der Massen, die durch den Kampf um den Wienerwald einst hervorgerufen wurde, und versucht es nun durch eine Komödie, die Partei, der sie das Gift der Korruption eingepflegt und die sie damit getötet hatte, wieder ins Leben zurückzurufen.

Vergebliche Mühe! Wenn ich noch einige Jahre erlebe, so werde ich die Geschichte des Kampfes um den Wienerwald in allen Einzelheiten, die noch nicht bekannt sind, ebenso veröffentlichen wie den fünfjährigen Kampf um die Verwendung der Waisengelder zur Pflege und Erziehung armer Waisen, der von der Presse wie auf ein Kommando totgeschwiegen wurde. Ja, diese Presse, diese Verfälscherin der öffentlichen Meinung, hat es sorgfältig vermieden, die Sanktionierung eines Gesetzes zu erwähnen, durch welches jährlich nahezu 4 Millionen Kronen dem erhabensten Zwecke, nämlich der Rettung der Kinder des Elends, zugeführt werden.

Heute wie einst! Die Zeiten haben sich geändert, die Niedertracht ist dieselbe geblieben. Kürnberger, der bedeutendste Schriftsteller seiner Zeit, mußte seine Essays im 'Korrespondent' den der Graf Lamezan ein obskures Winkelblättchen genannt hat, veröffentlichen, weil er in den großen Journalen keine Aufnahme fand, da er sich nicht dazu hergab, nach ihrem Takt zu spielen. Zudem vermied er es, seine Geistesperlen vor die Säue zu werfen. — Sie müssen eine eigene Zeitschrift herausgeben, um Ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen; und ich werde, wenn ich mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehe, was innerhalb einer Jahresfrist geschehen wird, ähnliches tun müssen, um das von mir Erlebte zu veröffentlichen.

Für diesmal genug! Charakteristische Tatsachen aus jener Kampfzeit Ihnen mitzuteilen, ist mir derzeit unmöglich, da ich keine Zeit dazu habe und die Erzählung dieser Tatsachen, die den Finanzminister Becke, den berühmten Giskra, den Sektionschef Gobbi, den Ministerialrat Kurz, den Oberfinanzrat Deimel, die Konsorten Löwy, Götz, André, Kirchmayer, Siemundt, Strousberg, Moriz Hirschl und andere betreffen, Bände füllen würde. Im Auszug können Sie die Geschichte des Kampfes um den Wienerwald in Wurzbachs biographischem Lexikon, Band 31—32, Seite 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84 und 85, und außerdem Andeutungen in den Siegelringen Kürnbergers: »Was sich der Kahlschlag erzählt«, »Wie

sich verschiedene Leute verschieden verwundern!« und »Diebsein währt am längsten« lesen.

Indem ich Ihnen nochmals Ausdauer im Kampfe und einen glücklichen Erfolg wünsche, zeichne ich mich mit Hochachtung als Ihr
ergebener

Schöffel

Mödling, am 10. Juni 1901.

Das stand in Nr. 81 der 'Fackel'. Ich hatte in Nr. 78 die Protektion des Wienerwaldes durch die Neue Freie Presse gewürdigt ¹ und das Heft Joseph Schöffel zugesandt. Mein Artikel hatte mit den Worten geschlossen:

... Sollte man nicht mindestens verlangen dürfen, daß mit Händen, die gewohnt sind, das Geld von Holzgaunern entgegenzunehmen, nicht auf einmal über Naturschönheit geredet werde? Dem Dogma, daß Gott die Wälder für die Holzverwertungs—Aktiengesellschaften erschaffen hat, wollen wir nicht abtrünnig werden. Sie stöhnen unter der Axt, die angesetzt wird, um der bildungshungrigen Menschheit den Segen des Zeitungsblattes zu bringen. Aber es heißt zum Schaden noch den Hohn fügen, wenn auf dem frischgewonnenen Holzpapier statt der Korruption der Natur das Wort geredet wird.

Und in der Einleitung zu Schöffels Brief, der seine herrliche Mitarbeit an der 'Fackel' einleiten sollte, schrieb ich:

Als ich im 78. Hefte dem öffentlichen Heiterkeitsbedürfnis jenen Artikel der 'Neuen Freien Presse' empfahl, in welchem sie sich als Beschützerin des Wienerwaldes vorstellte und von einer »liberalen Majorität des Landtags« die Erhaltung von Naturschätzen verlangte, die heute bloß Regengüsse und nicht mehr Holzwucherer bedrohen, da ahnte ich kaum, wie gut ich den Nagel auf den faulsten Kopf dieses Reiches getroffen. Ich bekenne, daß mich weniger historisches Wissen um die Vorgänge, die sich in jener Zeit des wirklichen Kampfes um den Wienerwald abspielten, als ein Instinkt für die durch Jahrzehnte bewährte Gemeinheit der führenden Verderberin unserer Kultur bewogen hatte, der 'Neuen Freien Presse' auf die schmutzigen Hände zu schlagen, die sie schützend über Wiens Naturschätze zu breiten gewagt hat.

Ich hatte damals bloß das dunkle Gefühl, daß die 'Neue Freie Presse' ehemals in der vordersten Reihe jener Preßorgane gekämpft haben müsse, »denen die Waldbestände in Wiens Umgebung ausschließlich vom Standpunkte des Holzwuchers teuer waren«. Um eine Bestätigung und genauere Daten zu erhalten, wandte ich mich an Joseph Schöffel, dessen Retterwerk Kürnberger geschildert hat. In den »Siegelringen« hatte ich eine Stelle gefunden, in welcher des lähmenden Widerstandes gedacht wurde, den damals die gedungene Presse geleistet hat. Ich zitierte auch, was Kürnberger über die Eignung des Mannes zu solcher Tat schreibt:

Ein unabhängiger Privatmann, Joseph Schöffel, unternahm den publizistischen Kampf gegen diese Korruption. Nach seinen Berufs—Antezedentien Offizier, nicht Schriftsteller, entdeckte seine Feder alle schriftstellerisch—sieghaften und unwiderstehlichen Reize an jener Urquelle, wo sie die Griechen wo sie der Pamphletisten—Klassiker und Meister unser aller, P. L. Courier, entdeckt haben, in der Stärke und Reinheit des ethischen Charakters. Mit

frischem, praktischem Soldatengriff bewältigte er vollständig das weitläufige und größtenteils trockene Realstudium dieses Gegenstandes und behandelte es dann mit jener Verve, mit jener kecken Energie jungfräulicher Naivität, möchte ich sagen, welche der Literatur wahrlich schöner zu Gesichte steht als das routinierte Handwerk des Brotdienstes.

Und als Schöffel im Jahre 1905 seine »Erinnerungen« herausgab, schrieb er zum Sohlsusse des Kapitels »Vom Wienerwald«:

Die 'Neue Freie Presse', die einst treue Gefährtin und Schildträgerin des Staatsgüterverschleiß—Konsortiums, welches den Wienerwald devastieren und verschachern wollte, brachte im Mai 1901, also zu einer Zeit, wo niemandem eine Schädigung des Wienerwaldes, geschweige denn eine Devastation oder eine Verschacherung desselben in den Sinn kam, einen Artikel, in welchem sie mit begeisterten Worten den herrlichen Naturpark, den Wienerwald, dessen Erhaltung in seiner grünen Pracht für uns Wiener eine Lebensfrage ist, beschrieb, und mit dem Stoßseufzer beendete:

»Vielleicht gibt es einmal in ruhigeren und friedlicheren Zeiten eine so fortschrittliche und wahrhaft volksfreundliche Majorität im niederösterreichischen Landtage, die ein Gesetz zum Schutze und zur Erhaltung des Wienerwaldes gegen Devastierung und sonstige Schädigung beschließt.«

Diesen Artikel benützte der Schriftsteller Karl Kraus, indem er mit seiner 'Fackel' der Neuen Freien Presse' ordentlich heimleuchtete.

Er hielt ihr unter anderem die unvergeßlichen Worte, die Ferdinand Kürnberger in dem Vorworte seiner »Siegelringe« über den Kampf um den Wienerwald schrieb, vor Augen, die da lauten ¹:

»Diesen Kampf um einen Waldbestand, welcher nur allein schon als Voluptuarium einen auch sanitär unschätzbaren Wert für eine so volkreiche Stadt, wie Wien, repräsentierte, ließ die ganze Wiener Journalistik ihren Ritter St. Georg nicht nur isoliert auskämpfen, sondern sie verbarg nicht immer mit Anstand, daß ihr Herz eigentlich der korrumpierten Gegenpartei angehörte.« Ein Einzelner kämpfte, ein Einzelner siegte. »Der Vertrag mit Hirschl wurde gelöst, die Beraubung des Wienerwaldes unterlassen, die Beamten, deren Schuldbarkeit Schöffel nachgewiesen, versetzt und pensioniert.« »Wahrlich, ein unerhörter und zum erstenmale gefeierter Triumph, daß einer so kompakt—solidarischen Macht, wie dem österreichischen Beamtenstaate, ein einzelner Publizist solche Erfolge abzugewinnen vermochte! Die sechste Großmacht hätte alles Recht gehabt, mit ihrem Ruhm die Welt zu erfüllen;

1 Schöffel nahm die nun folgenden Sätze als einheitliches Zitat aus Kürnberger in sein Buch auf, indem er nur am Anfang und zum Schluß Anführungszeichen setzte. Es waren aber, wie man sieht, neben wirklich zitierten Sätzen auch solche, in denen nur der Inhalt Kürnberger'scher Ausführungen mitgeteilt ist. Hier wird deshalb der Passus wieder so gebracht, wie er in der 'Fackel' stand und nicht wie er im Buche Schöffels steht. Der Satz: »Ein Einzelner kämpfte, ein Einzelner siegte« kommt bei Kürnberger überhaupt nicht vor. Jetzt zitieren mich ahnungslos alle in— und ausländischen Zeitungen, die sich auf Kürnbergers Urteil über Schöffel berufen, und Leser, welche die »Siegelringe« zur Hand nehmen, finden die Stelle nicht. Darum mußte der Unterschied hier festgestellt werden. Die großartige Sachlichkeit Schöffels nahm es mit der Wörtlichkeit nicht genau. Er zitierte in einem Aufsatz Bismarck aus dem Gedächtnis, und als ich den Urtext herstellte, versuchte er im Korrekturabzug seiner Fassung wieder zu ihrem Unrecht zu verhelfen. Sein prächtiger Eigenwille befähigte ihn weniger zum Zitieren als zum Zitiertwerden. [KK]

und doch wird der auswärtige Leser wenig oder nichts davon in der Wiener Presse gefunden haben.« Anderwärts ward dies moralische Ereignis besser gewürdigt. Die Waldgemeinde Purkersdorf hat dem Manne, der von einundzwanzig Wienerwald—Gemeinden die Gefahr der Devastation abgewendet hat, ein Denkmal errichtet, der Markt Mödling erwählte ihn zu seinem Bürgermeister, und ein niederösterreichischer Landwahlbezirk votierte ihm mit großer Stimmenmehrheit das Mandat für den Reichsrat »und zwar gegen den bisherigen Vertreter desselben Bezirkes, welchen überdies ein sich selbst als Weltblatt überschätzendes Wiener Journal mit dem Aufgebot seines ganzen Einflusses durchzusetzen unternommen.« »Es war der schönste Abschluß dieses ganzen Dramas, wie das mündige Volk, zuwider den angeblichen Machern der öffentlichen Meinung, seine Meinung sich selbst, auf eigenen, unabhängigen Wegen und mit ausgesprochenstem Nachdruck zu machen verstand.«

Zweifellos werden nach meinem Tode, wenn mein Mund verstummt und mein Arm erlahmt ist, noch mancherlei Märchen von sensationslüsternen Lügenseelen über den einstigen Kampf um den Wienerwald erfunden und gesponnen werden! Das läßt sich nicht ändern!

Ich wünsche nur, daß, wenn der Wienerwald, was nicht unmöglich ist, wieder einmal von einem Spekulationskonsortium bedroht werden sollte, sich zur rechten Zeit ein Mann finde, der denselben mit Erfolg verteidigt!

Als Rüstkammer mögen ihm diese Zeilen dienen, die ich nur zu diesem Zwecke niedergeschrieben habe!

»Man muß diese Dinge kennen, um zu verstehen, daß in dieser liebenswürdigsten Stadt der Welt eine antijournalistische und antisemitische Bewegung entstehen und siegen konnte.« Eine unverdächtige Zeugin rief nach dem Tode Schöffels, die 'Frankfurter Zeitung'. Es war selbst ihr nicht entgangen:

»Aus den knappen Nachrufen der maßgebenden Wiener Presse ist noch zu erkennen, daß sie ihm seinen Sieg nicht verziehen hat, obgleich heute überhaupt niemand mehr begreifen kann, daß je ein Österreicher es wagen konnte, Hand an das Juwel des Landes, den Wiener Wald, zu legen, Schöffel hätte auch darüber nur verächtlich gelächelt. Er hielt es mit Börne: in dieser verpesteten und verbuhlten Welt muß ein ehrlicher Mann sich die Hände in Essig waschen ... «

Das Neue Wiener Tagblatt aber hat dem außerordentlichen Manne Leitartikelehren widerfahren lassen. Denn es glaubte, an ihnen selbst Anteil zu haben. Schöffel hat die ersten Axthiebe gegen die Verwüster des Wienerwaldes im Neuen Wiener Tagblatt geführt, das damals von jenem Moriz Szeps geleitet wurde, der seine Eignung zu antikorrupzionistischen Taten bekanntlich oft noch bewiesen hat.

»In der Geschichte des 'Neuen Wiener Tagblatts' füllt diese katilinarische Verschwörung, aufgedeckt durch eine Zeitung und ihren rastlosen, mannhaften Mitarbeiter, ein stolzes Blatt; denn *der ganze Feldzug wurde ausschließlich in unserm Blatte durchgeführt* und endete mit dem beispiellosen Triumph Schöffels über seine gefährlichen Widersacher.«

Und das Neue Wiener Tagblatt zitiert aus Schöffels Memoiren:

Ich ließ dem ersten (am 20. April 1870 erschienenen) Artikel jede Woche zweimal einen von mir mit vollem Namen gezeichneten Aufsatz folgen, in welchem ich die Maßregeln der obersten Forstverwaltung rücksichtslos kritisierte und auf die verhängnisvollen Folgen hinwies, welche die allgemeine Entwaldung und speziell die des Wiener Waldes auf das Klima, die Fruchtbarkeit und die Gesundheitsverhältnisse der Stadt und des Landes nach sich ziehen müsse.

Aber die folgenden Stellen zitiert das Neue Wiener Tagblatt nicht:

Um einesteils die Erforschung der Wahrheit zu erleichtern, denn ich war damals wirklich so naiv, zu glauben, daß es der Regierung durch Einleitung der gerichtlichen Untersuchung nur um Konstatierung der Wahrheit und des Tatbestandes zu tun sei, veröffentlichte ich während der Dauer der Untersuchung vierzehn Artikel unter dem Titel: »Die Verwaltungsgeschichte des Wienerwaldes«, welche die mir zur Disposition gestellten gravierendsten Aktenstücke und Korrespondenzen enthielten.

Das 'Tagblatt' brachte aber diese Artikel nicht mehr wie üblich, an zweiter Stelle, sondern in der Beilage! Als ich mich darüber beschwerte, erwiderte man mir, daß das Interesse für die Sache, die sich schon zwei Jahre hinschleppe, erloschen sei.

Ein gewisser Herr H., welcher die Rolle eines Vermittlers zwischen den Journalen und der Regierung spielte, sowie die den Journalen seitens der Banken und Aktiengesellschaften zu zahlenden Abfindungssummen und Schweiggelder vermittelte, trat an mich mit der Aufforderung heran, die Aktion in der Wienerwaldangelegenheit einzustellen. »Sie haben erreicht, was Sie erreichen wollten,« apostrophierte mich der Herr, »Der Verkauf des Wienerwaldes, sowie die Holzlieferungs— und Holzabstockungsverträge sind sistiert. Jede Gefahr für den Bestand des Wienerwaldes ist beseitigt! Machen Sie nun ein Ende! *Ich bin bevollmächtigt*, Ihnen gegen Ausfolgung einer von Ihnen unterzeichneten Verpflichtung, daß Sie nichts mehr in dieser Sache unternehmen und nichts mehr in den öffentlichen Blättern über dieselbe schreiben wollen, *50.000 Gulden im baren auszuzahlen!*«

Ich erwiderte dem Herrn, daß er sich in der Person, der er den Antrag stellte, geirrt habe, und ich den Antrag nur deshalb nicht als eine Ehrenbeleidigung ansehe, weil er von ihm und seinen Auftraggebern ausgegangen sei, drehte ihm den Rücken und verließ die Redaktion ...

Nach der versuchten *Bestechung* und des *seitens des 'Tagblattes' in der letzten Zeit bewiesenen Unwillens*, meine Artikel in der Wienerwaldfrage im Blatte, wie abgemacht war, an entsprechender Stelle abzudrucken, sah ich mich genötigt, *ein anderes Blatt für meine schriftstellerische Tätigkeit zu suchen.*

Ich wandte mich nun an das damals zum Zwecke der Bekämpfung des wirtschaftlichen Schwindels und der in allen Gesellschaftsschichten herrschenden Korruption mit schweren Geldopfern neu gegründete Journal '*Deutsche Zeitung*' ...

Aus einem Gespräch mit Schöffel teilte ich in Nr. 113 der 'Fackel' ¹, also schon im Jahre 1902, die Feststellung mit, wie weit Herr Szeps und das Tagblatt an der Rettung des Wienerwaldes beteiligt waren:

1 # 05 »Schöffel und die Parteien«

... Wir unterhielten uns über jene Zeit, und Schöffel erzählte, daß seine Aufsätze lange Zeit hindurch an der sichtbarsten Stelle des Neuen Wiener Tagblatts erschienen waren, bis eines Tages ein Unterhändler aus dem Korruptionslager bei ihm anklopfte und ihm 50.000 Gulden für die Unterlassung weiterer Angriffe bot, deren wesentlicher Zweck, die Annullierung des Gesetzes über den Staatsgüterverschleiß, ja ohnedies schon erreicht sei. Vor dem Hinauswurf hatte dieser Mensch, ein gewisser Herzka, noch Zeit, von dem *bereits eingeholten Einverständnis des Herausgebers* Mitteilung zu machen ... Seinen nächsten Aufsatz fand Schöffel in einer kaum beachteten Beilage des Neuen Wiener Tagblatts abgedruckt, das *Nichterscheinen der folgenden wollte er nicht abwarten* und wählte seinen Enthüllungen ein anderes Organ ...

Die 'Deutsche Zeitung' aber hat sich noch nach Jahrzehnten für die Mitarbeit Kürnbergers durch Verleumdungen dankbar erwiesen.

Die 'Arbeiterzeitung' bemüht sich, den Respekt vor der Persönlichkeit mit den sozialdemokratischen Geboten in Einklang zu bringen. Der Einzelne könne es nicht »zu einer Tätigkeit ins Große und Ganze bringen, wenn sein praktisches Handeln nicht auf der gesicherten theoretischen Einsicht über den Verlauf der Welt Dinge aufgebaut ist«. Die Einsicht über den Verlauf der Welt Dinge kommt mit dem Eintritt in die sozialdemokratische Partei. Diese Einsicht, die in die Breite der 'Dinge geht, verkündet, der Einzelne könne zwar Erfolge erzielen: »aber er stirbt, ohne daß die nachhaltige Wirkung seiner Persönlichkeit bleibt«. Daß Persönlichkeit nachhaltige Wirkung bedeutet, und Partei nur den Einzelerfolg, das hat im Sozialgehirn nicht Platz. Schöffel habe, meint es im Übrigen, sich voll Verbitterung vom öffentlichen Leben abgewendet:

»Wie er sich zu der weiteren Entwicklung der Dinge in Österreich gestellt hat, ist bisher nicht bekanntgeworden. Es ist zu vermuten, daß er völlig auf den Standpunkt eines haltlosen Zweifels gekommen ist, wenngleich Äußerungen von ihm kolportiert worden sind, nach denen er die Erfolge der sozialdemokratischen Partei lebhaft begrüßt habe. Aber wenn dies wahr ist, so hat er in ihr eben nur die Kämpferin gegen die Korruption gesehen ... «

Ich möchte die 'Arbeiterzeitung' darüber beruhigen. Die Kämpferin gegen die Korruption hat er in der sozialdemokratischen Partei nicht sehen können, wiewohl er sich bis ins höchste Alter ein gutes Auge bewahrt hat. Oder eben deshalb. Äußerungen, nach denen er die Erfolge dieser Partei lebhaft begrüßt hätte, habe ich nie aus seinem Munde gehört. Der haltlose Zweifel scheint auch hierin sein fester Standpunkt gewesen zu sein. Und »wie er sich zu der weiteren Entwicklung der Dinge in Österreich gestellt hat«, ist bloß deshalb nicht bekanntgeworden, weil es noch immer Journalisten und Politiker gibt, die nicht zugeben wollen, daß sie die 'Fackel' lesen. Er hat es in der 'Fackel' ausgesprochen, daß ihm eine weitere, Entwicklung der Dinge in Österreich — vom Verlauf der Welt Dinge verstand er nichts — nur gegen den Parlamentarismus denkbar sei. Undeutlich klang's ja gerade nicht:

Nach einer dreißigjährigen Tätigkeit im parlamentarischen Leben, nach einem ebenso langen Wirken in der autonomen Verwaltung habe ich mich entschlossen, in den Lügennebel, in dem wir leben, hineinzuleuchten, um dem Volke die Gemeingefährlichkeit des parlamentarischen Regimes, das in einem Abgrund der Entartung versunken ist, vor Augen zu führen und zugleich zu beweisen, daß

die so sehr gepriesene autonome Verwaltung nichts ist, als eine Fiktion.

Die Mitarbeit Joseph Schöffels an der 'Fackel' fällt in die Jahre 1901 bis 1905. In diesem Jahr erfolgte die Herausgabe seiner Memoiren. Seit damals hat Schöffel — außer einer Abfertigung, die ein halbes Jahr später in der 'Fackel' erschien — nichts mehr geschrieben. Die in der 'Fackel' veröffentlichten Beiträge sind die folgenden:

Brief über den Wiener Wald und die Neue Freie Presse (Nr. 81), Brief gegen die 'Deutsche Zeitung' (Nr. 112), Der Parlamentarismus (Nr. 116 und 117), Die Autonomie (Nr. 120), Immunität und Inkompatibilität (Nr. 125), Ora-
kelsprüche (Nr. 126), Offener Brief an Herrn Landtagsabgeordneten Pater
Bauchinger (Nr. 170), Eine Schmutzerei (Nr. 179), Meine Tätigkeit im Landes-
ausschuß (Nr. 180 und 181), Mödlings älteste Urkunde? (Nr. 183 und 184),
Meine Antwort (Nr. 189) ¹.

Der Aufsatz in Nr. 179, in dem er sich der pensionierten Offiziere an-
nahm, bewog das Reichskriegsministerium zu einem Erlaß, durch den Schöpf-
fels Forderung erfüllt wurde. (Siehe Nr. 182 ²). Der andere Erlaß war annul-
liert. Schöffel hatte einfach gesagt:

... und ich bin vollkommen überzeugt, daß Se. Majestät, unser al-
ter ritterlicher Kaiser, die an seinen alten Offizieren versuchte
Schmutzerei nicht dulden wird!

In so gerader Linie, die in der Schauspielkunst etwa Baumeister zeich-
net, fuhr seine Sprachkraft jenen Geistlichen an, der ihn im Landtag insultiert
hatte:

Entweder hat also der Teufel, der von Ihrem Herzen Besitz ge-
nommen hat, Ihnen derartige Schandmärchen zugeflüstert, oder
Sie haben Ihre Informationen von dem Gezücht eingeholt, das ich
soeben beschrieben. Es muß selbst Ihren Parteigenossen im Land-
tag vor Ihren Expektionen geграust haben ...

Ich wollte Sie anfangs, in meiner Eigenschaft als Kurator des Wai-
senhauses, wegen der frivolen Beschimpfung der Anstalt und der
mir anvertrauten Waisen gerichtlich belangen. Ich unterlasse es;
denn Sie sind immun, daher wie jedes Kind, wie jeder Idiot für
das, was Sie sprechen, nicht verantwortlich!

Der Frost des Alters hat mein Temperament nicht abgekühlt, mei-
nen Geist nicht getrübt, ich bin nicht immun und deshalb für das,
was ich schreibe und spreche, *verantwortlich!*

Seinen Aufsatz: »Meine Tätigkeit im Landesausschuß« schließt er mit
den Worten:

Ich hatte es satt, diesen Produktionen politischer Akrobaten auf
dem Galgentrapez, welche ich dreißig Jahre lang mit ansehen
mußte, länger zuzusehen.

Mich ekelte!

Ich nahm kein Mandat mehr an, legte alle Ehrenämter nieder und
zog mich ins Privatleben zurück! Ich lebe nun ruhig und zufrieden
in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut die zum Himmel stinken-
de Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Ge-
sellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!

Von dem Interesse, das er der 'Fackel' bis in die letzte Zeit bewahrte,
habe ich die liebenswürdigsten Beweise, und was ich aus der Welt der morali-
schen und kriminalistischen Infamie griff, beschäftigte ihn so stark wie meine

1 In den genannten Heften immer # 01, außer den Heften 179, 180 & 183 — dort # 02

2 # 05 »Ein Erfolg ... «

Preßkämpfe. In der Zeit, da er mit den Memoiren beschäftigt war, schickte er mir mit dem Offenen Brief in Nr. 170 die folgenden Worte:

Das, was Sie wünschen, kann ich Ihnen leider nicht senden. Ich arbeite oft Tage und Wochen lang, wenn ich von übler Laune und Ekel über die herrschenden Verhältnisse befallen werde, nichts. Ob und wann die Arbeit fertig wird, weiß Gott! Vielleicht fliegt sie früher in den Ofen. Dafür hat mir der Zufall gleichzeitig mit Ihrem Schreiben ein stenographisches Protokoll der Landtagssitzung vom 3. November ins Haus geweht, in welcher sich P. Bauchinger über Armenpflege und über das Hyrtl'sche Waisenhaus ausgelassen hat. Ich benütze nun die Gelegenheit, um Ihnen diese Epistel zu senden ... In der moralisch pestgeschwängerten Sumpfluft, in der wir leben, wirken Ihre Publikationen in der 'Fackel' wahrhaft erfrischend. Sie erinnern mich lebhaft an Kürnberger! Machen Sie sich einmal über die politischen Räuberbanden und ihre Häuptlinge her. Wenn jemand heute imstande ist, diese Filbustier zu geißeln, sind Sie es!

Ein halbes Jahr vor seinem Tode schrieb seinem Werk Robert Scheu in der 'Fackel' den Nachruf, der mit den Worten schloß ¹:

Er steht in der Geschichte als Einer, der stark und beherzt war und sich in den Strudel gestützt hat, wo er am wildesten brauste; dessen Werke heute noch grünen, und der zurückgekommen ist als ein Unbefleckter. Wohl dem, der ihn nennen darf, ohne zu erröten!

Weh den vielen, die ihn zu nennen wagen, weil sie nicht mehr erröten können!

»Wehe der Nachkommenschaft, die ihn verkennt!«

Karl Kraus



Die 'Arbeiter—Zeitung' und die Taussig—Cliques¹

Wir sind keine Moralphilister. Wir finden wenig daran auszusetzen, wenn vor Weihnachten verschiedene große Modewarenhäuser, Möbelhändler und Ratengeschäfte ganze oder halbe Seiten lange Inserate der 'Arbeiter—Zeitung' zukommen lassen. Es braucht ja dadurch nicht gleich das Schweigen über die niedrige Besoldung des bei den inserierenden Handelshäusern beschäftigten Personales erkaufte worden zu sein. Nein, die Sache liegt da viel einfacher: Irgend ein Modewarenhaus will seine kompletten, »wundervollen« und »durchaus soliden« Sakkoanzüge aus »echt englischem« Stoffe zum Preise von 22 Kronen loswerden. Ein Möbelhändler hingegen unausgetrocknete Möbel und zwar besonders rasch die für die Arbeiterwohnungen so dringend notwendigen Saionausstattungen im altdeutschen oder im Rokokostil; ein Teppichhändler hierzu passende Laufteppich— und Staubfängerreste, »5 m lang, zirka 55 cm breit, der ganze Rest zu 2.20 Kronen«. Ein Juwelenhändler wiederum beabsichtigt, für mehr als 250.000 Kronen Weihnachtsgeschenke an den Mann zu bringen, ein Strickmaschinenverkäufer seinen Plunder »zur Schaffung einer Lebensexistenz«, die Nahrungsmittelhändler aber die gesunden Suppenwürfel, welche bloß 6 Heller kosten und »jedwede Fleischnahrung überflüssig machen.«

An wen andern sollten sich alle diese Leute wenden, als an den Arbeiter? Und durch wen sollten sie in ähnlicher reklamehafter Sprache wie der hier angedeuteten zum Volke reden, wenn nicht in Böhmen durch den offiziellen Kreuzerfrosch 'Prager Abendblatt' und in Wien durch die Raubmörderpresse und die 'Arbeiter—Zeitung'.

Wenn nun die Bourgeoisfeuilletonisten der 'Arbeiter—Zeitung' weniger geistreich über alle sensationelle Eintagskunst befreundeter Künstler— und Literatencliquen schwafeln, dafür aber wie z. B. der Dresdner 'Kunstwart' und

1 Der Abdruck dieses Artikels wird mir in der folgenden Zuschrift empfohlen:
Die Rolle dessen, der den Massen mißtraut, hat die Sozialdemokratie dem Staat abgenommen. Wer findet heute die giftigsten Worte gegen die Arbeiter—Syndikate, die modernste Form der Arbeiterbewegung, wie sie von Paris aus über kurz oder lang durch Europa ziehen wird? Die sozialdemokratische Presse. Es ist grotesk, zu beobachten, wie etwa der Pariser Korrespondent der 'Arbeiter—Zeitung' von einer Woche zur andern die syndikalistische Bewegung bald als einen Integrierenden Bestandteil der Sozialdemokratie reklamiert, bald als die abgeschmackteste Farce kindsköpfiger Narren, die im Schlepptau der Bourgeoisie gehen, verhöhnt. Es ist bis ins kleinste Detail hinein der nämliche Jargon, der vor zwanzig Jahren gegen die Sozialdemokratie von ihren Gegnern selbst angewendet wurde. Will man heute ein wirkliches Arbeiterblatt lesen, dann darf man nicht die 'Arbeiter—Zeitung' zur Hand nehmen, sondern nur eines der gewerkschaftlichen Fachblätter, welche gegen die Politikerclique frondieren, wie etwa die '*Verkehrs—Zeitung*', das offizielle Organ des Reichsvereins der österreichischen Eisenbahner, dessen Artikel fallweise die Hintergründe der sozialdemokratischen Taktik enthüllen und wirkliche Einsichten in bisher nur geahnte Zusammenhänge eröffnen. Diese Artikel sind gewiß symptomatisch für die Stimmung großer Schichten des Proletariats. In eine journalistische Polemik mit diesen unbequemen Gruppen läßt sich die Sozialdemokratie grundsätzlich nicht ein. Sie kämpft viel lieber mit ihren Vordergrundsgegnern, die ihr lange nicht so wehe tun wie der innere Feind, den sie viel echter haßt und gegebenenfalls viel grausamer niederschlägt, ganz so wie der Staat es macht, der mit seinen Diversionen nach außen gern vom innern Zerwürfnis ablenkt. Weil dies Schauspiel als ein Beitrag zur Psychologie der Parteien immerhin von einigem Interesse ist, möchte ich Ihnen den Artikel über den Fall Taussig aus der '*Verkehrs—Zeitung*' zur Reproduktion empfehlen.«

Ich besorge sie mit einigen Strichen. Es wäre schade, wenn der Artikel für die bürgerlichen Kreise, welche die 'Arbeiter—Zeitung' lesen, verloren gegangen wäre. Hier ist er ihnen näher gebracht.

Anm. des Herausgebers.

[KK]

das Wiener 'Wissen für Alle' mehr Erziehungsarbeit leisten wollten, dann müßten sie den Arbeiter eindringlich und systematisch belehren, wie man sich das ärmliche Heim ohne Warenschund einigermaßen behaglich machen kann. Dann würde der Arbeiter bald erkennen, wie schlecht und gegen gute Ware vergleichsweise sogar teuer all das in den Annoncen der 'Arbeiter—Zeitung' angepriesene Zeug ist. Dann wäre auch an der Inseratenwirtschaft der 'Arbeiter—Zeitung' nichts auszusetzen.

Denn die Geleitmen wären eben die Leute, welche jene teuren Inserate zahlen und so — in der Hoffnung, arme Teufel dranzukriegen — ein Arbeiterblatt unterstützen.

Wir sind keine Moralphilister. Wir regen uns über die gewöhnlichen Annoncen der 'Arbeiter—Zeitung' nicht auf. Der größte Teil der Arbeiterschaft hat — beinahe hätten wir »gottseidank« gesagt — kein Geld, um auf jedes Schwindelinserat hineinzufliegen, und sehr viele Proletarier haben sich vom Katechismus der unfehlbaren sozialdemokratischen Kirche schon insoweit emanzipiert, daß sie wenigstens den stets genau 3 Spalten langen und genau 150 Zeilen (à 15 Silben) Gesinnung umfassenden Leitartikel auf der ersten Seiten der 'Neuen Freien Presse für die Arbeiter' nicht glauben und außerdem nicht deren Annoncenteil. Die paar armen Tröpfchen, die noch übrig bleiben und die auf ein Schwindelinserat ebenso leicht hineinfallen wie auf einen Schwindelleitartikel mag ein geschäftstüchtiger Herausgeber immerhin opfern, wenn er glaubt, den Ertrag der Inserate für den Betrieb und die Ausgestaltung einer sonst anständigen Zeitung unbedingt zu benötigen.

In der letzten Zeit erschienen jedoch in der 'Arbeiter—Zeitung' wiederholt Inserate, gegen welche wir scharf protestieren müssen.

Stirbt einer der großen Männer Österreichs, einer von den Leuten, die deshalb groß sind, weil sie sehr viel Geld und Einfluß besitzen, so äußert sich der Schmerz jener Streber, welche dem Familienkreise des Toten fernstehen und denen gewöhnlich durch den Abgang des Toten eine Karriere frei wird, in sehr marktschreierischer Weise. Die Annoncenteile aller bürgerlichen Blätter füllen sich plötzlich mit Todesanzeigen, deren Wortinhalt ganz gut um 80 Heller im Kleinen Anzeiger eingeschaltet werden könnte, deren Buchstaben aber so groß sind wie die Freude lachender Erben. Über ganze Seiten breiten sich so kurze Notizen aus und je korrupter die betreffende Zeitung ist, desto mehr Seiten werden auf diese höchst einfältige und einer wahren Pietät geradezu hohnsprechende Art seitens der verschiedenen Verwaltungsrats— und Speichelleckercliquen durch ein und dieselbe Todesnachricht gefüllt. Niemand wird solche Anzeigen in einem Blatte finden, das auf seine Unabhängigkeit hält. Sagen wir zum Beispiel in der Wiener 'Fackel', welche in den Kreisen gebildeter Bourgeois nicht bloß gelesen, sondern auch aufbewahrt wird und so den Ruhm eines Taussig, eines Freiherrn von Ringhoffer oder irgend eines anderen Geldmannes doch länger in Erinnerung bringen könnte. als ein Arbeiterblatt! Man bedenke ferner: Eine Reklameannonce muß in die Augen fallen und groß gedruckt sein. Wenn einer immer und immer wieder auf ganzen Seiten liest »Eleganter Anzug bloß 22 Kronen«, dann geht er eines Tages doch hin und kauft sich den kompletten Plunder. Eine große Reklameannonce hat daher Zweck; ein großes Trauerinserat jedoch ist taktlos. Durch eine klein gedruckte Anzeige können solche Leute, die schon ihre Trauer öffentlich und in Zeitungen zeigen wollen, beweisen, daß sie des Toten gedenken. Ein großes Trauerinserat ist auch nicht majestätisch und stimmungsvoll wie etwa ein großer Leichenkondukt. Ein großmächtiges Trauerinserat zeigt nichts anderes an, als die großmächtige Abhängigkeit der Presse von den großen Cliquen.

In letzter Zeit nimmt die 'Arbeiter—Zeitung' fleißig solche großmächtige Traueranzeigen an und der Text im redaktionellen Teil wird dann zufällig auch sehr traurig. Wer von den alten »kämpferprobten« Genossen aus den schönen Zeiten des Reichenberger Prozesses hätte das geahnt? Vor ungefähr einem halben Jahre gab das Ableben des Freiherrn von Ringhoffer Anlaß, daß die 'Arbeiter—Zeitung' um einige Annoncenseiten verstärkt wurde, und bald darauf werden sich die Eisenbahner gewundert haben, auf zwei und einer halben Seite des Annoncentheiles und in beinahe ein und einer halben Spalte des redaktionellen Teiles das Lob jenes Mannes zu lesen, dessen großzügiges Wirtschafts— und Sparsystem einige Wochen später durch das Faktum »Uhersko« illustriert wurde und dessen Wirken man anlässlich seines Ablebens am wohlwollendsten dadurch kritisiert hätte, daß man darüber geschwiegen hätte. Wir hätten dies auch getan, wenn nicht ein Blatt der Arbeiter den Herrn v. Taussig als den genialen Kaufmann hingestellt hätte, dessen Verhalten gegen seine Untergebenen keinen anderen Tadel verdient als den durch den einschränkenden Satz: »Als eigentlicher Unternehmer im Verhältnisse zur Arbeiterschaft hat Taussig immer nur das gerade Notwendige, nicht mehr Aufzuschiebende geleistet; das Dasein der Arbeiter war ihm ein Element der Bilanz, mehr nie«. Herr v. Taussig verdient nicht ein ziemlich uneingeschränktes Lob und einen Tadel, der in unseren rohen Zeiten jedem Kaufmanne als Lob gilt. Herr v. Taussig hat zum Schaden des Ansehens und der Finanzen der österreichischen Bahnen selbst das nicht mehr Aufschiebbare nicht tun wollen. Das war sogar vom kaufmännischen Standpunkt aus unklug. Am toten und lebenden »Material« hat er so lange gespart, bis die Vorbedingungen zu einer stattlichen Anzahl von »Uhersko—Fällen« gegeben waren. Ausschließlich seinem fabelhaften Glücke verdankte es Herr v. Taussig daß sich nur ein »Uherskofall« ereignete und auch dieser zufällig einige Monate nach der Verstaatlichung der von ihm verwalteten Eisenbahnen. Der Fall »Uhersko« ist auch die Ursache, weshalb wir, scheinbar etwas spät, vielleicht aber durch Aufdeckung des Zusammenhanges von Mißwirtschaft und deren Resultat — gerade im richtigen Augenblicke auf die Verdienste des Herrn v. Taussig zurückkommen.

Dieser allmächtige Geldmann war einer der Verwaltungskünstler, welche bei den österreichischen Eisenbahnen jenes Verwaltungssystem inauauguriert haben, das die 'Frankfurter Zeitung' — gewiß kein revolutionäres Blatt — so treffend in einem Berichte über das Unglück von Uhersko schildert:

Das entsetzliche Eisenbahnunglück auf der Strecke Wien—Brünn—Prag, weitaus die größte Katastrophe dieser Art in Österreich seit einem Menschenalter, darf keineswegs nur mit einer Verkettung unglücklicher Zufälle entschuldigt werden. Seine eigentliche Ursache beruht auf Mängeln, die für den größten Teil des österreichischen Eisenbahnverkehrs typisch geworden sind: Mangel an Personal, ungenügende Geleiseanlagen in den Bahnhöfen, schlechtes Wagenmaterial in den Schnellzügen und ungewöhnlich große Zugsverspätungen sind in den letzten Jahren auf den österreichischen Bahnen so allgemein üblich geworden, daß es nur einer Verkettung von glücklichen Zufällen zu verdanken ist, wenn man ähnliche Katastrophen nicht schon früher erlebt hat ... Vielleicht wäre das Unglück verhütet worden, wenn der Stationsbeamte nicht vergessen hätte, das Distanzsignal auf »Halt« zu stellen, vielleicht, denn das Überfahren des Distanzsignales gehört leider nicht zu den Seltenheiten. Das Hauptmoment der Gefahr liegt in der Benützung der Hauptgeleise zu Vershubbzwecken. Wie es scheint, war der verunglückte Schnellzug in der landesüblichen

Weise kunterbunt aus allen möglichen Wagentypen zusammengesetzt, so daß die schweren Vierachser die zwei— und dreiachsigen Wagen förmlich zermalmt. Es gibt in Österreich nicht einen einzigen Schnellzug, der aus einheitlichen oder mindestens gleichartigen Wagentypen zusammengesetzt wäre, ja, es kommt oft genug vor, daß Wagen im Gewichte von 13 bis 15 Tonnen zwischen den modernen Kolossen, die bis zu 40 Tonnen und mehr wiegen, laufen. Diesen Menschenfallen sollte die Aufsichtsbehörde ihre besondere Aufmerksamkeit schenken, nicht nur, weil bei Zusammenstößen die Insassen der leichten Wagen stets die Zeche zahlen müssen, sondern weil die Entgleisungsgefahr der gemischten Garnituren viel größer ist als in einheitlichen Zügen. —

Das Hauptverdienst des Herrn v. Taussig bestand also im Sparen bis zur Ufersko—Möglichkeit. Sein zweites Verdienst bestand in dem wirklich genialen Trick, alle Männer von Einfluß, die geschäftlich mit seinen Gesellschaften zu tun hatten, in Abhängigkeit von Aktiengesellschaften zu bringen. Die Anstellung früherer Referenten in Ministerien bei den von diesen Ministerien kontrollierten Banken, Privatbahnen und Aktiengesellschaften wurde normal. Jeder ehrgeizige Ministerialsekretär sah bei der Behandlung der ihm zugewiesenen Akten die hohen Konnexionen und in hinterster Ferne die Verwaltungsratsstelle schweben. Die Versumpftheit wurde so in die österreichischen Ministerien hineingetragen; die Versumpftheit, die später durch die Korruption des Volkshauses geradezu zur Versumpfung der österreichischen Völker führen sollte. Keiner von denen, die in österreichischen Ministerien streben, denkt daran, sich in seine Agenden zu vertiefen und als versierter Fachmann ohne fremde Hilfe auf einen leitenden Posten zu kommen. Das Arbeiten besteht nur im Liebäugeln mit dankbaren Parteiführern und Abgeordneten, welche auf die Besetzung der hohen Stellen im Staate Einfluß nehmen, und in der lebenswürdigen Kulanz gegen die großen Geldmänner, welche die entthronten und pensionierten Staatsgewaltigen versorgen können. Vor der drohenden Verstaatlichung der k. k. priv. Kaiser—Ferdinands—Nordbahn im Jahre 1885 war der spätere Hofrat Jeitteles Referent über diese Verstaatlichungsangelegenheit und dabei ein großer Scharfmacher. Selbstverständlich wurde dieser Herr Generaldirektor dieser Privatbahn; selbstverständlich wurde diese Bahn, deren Konzession erst im Jahre 1886 abgelaufen war, erst zwei Jahrzehnte später und auch dann noch unvorteilhaft für das Reich verstaatlicht. Andere Staatsmänner versorgten die Südbahn, die StEG., die Nordwestbahn, die österreichischen Schifffahrtsgesellschaften, die Bankhäuser, und selbst jüngere Beamte in den Ministerien wurden zur Leitung von Privatbahnen berufen. Die Politiker und die großen Geldmänner hingegen protegierten wieder ihre Anverwandten, Günstlinge und Werkzeuge in die Ministerien hinein ... Daß auf diese Weise der Staatsbahnbetrieb allmählich krepieren muß, liegt klar zutage. Eine österreichische Privatbahn ist schließlich nur von einer Verwaltungsratsclique abhängig, noch dazu von einer, die wenigstens an den Einnahmen interessiert ist; das Eisenbahnministerium ist aber von allen an der Übervorteilung des Staates interessierten Geldmännercliquen abhängig und außerdem noch von den noch hungrigeren politischen Führern.

Einmal nur wehte in der österreichischen Eisenbahnverwaltung eine reinere Luft. Das war im Jahre 1907, als die Privatbahnbediensteten selbst zu regieren anfangen, die Öffentlichkeit auf die Sünden der Taussigclique aufmerksam machten und dadurch auch einigen ehrlichen Herren der Generalinspektion Mut einflößten, gegen die mächtigsten Nebenregenten in Österreich mutig zu sein. Freilich hätten diese Herren noch mutiger sein sollen und —

unbekümmert um die Kundgebungen einiger Handelskammern und der Vertretung eines einzigen nordböhmischen Bezirkes — die Courage zum Äußerten finden sollen. Dann hätten sie vielleicht jetzt dem Staate ein Ufersko und Millionen erspart ...

Das große Lob der 'Arbeiter—Zeitung' verdient Herr von Taussig wirklich nicht und den schönen Tadel, daß er die Gefühle seiner Untergebenen quasi richtig bei der Bilanz berücksichtigte, erst recht nicht. Das von ihm schlecht in den Kalkül gezogene Verhalten der Angestellten der StEG. und der Nordwestbahn hat ihm einen dicken Strich durch seine Bilanzen gemacht und das Vertrauen in Taussigs Klugheit zum ersten Male erschüttert. Richtig tadelte Herr von Taussig nur das Verhalten der sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer; diese hätten beinahe die passive Resistenz des Jahres 1907 unmöglich gemacht, wenn nicht das durch das provozierende Hinausschieben der Verwaltungsratssitzungen gereizte Personal der genannten zwei Bahnen alle Bilanzberechnungen des Herrn v. Taussig und der sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer ad absurdum geführt hätte.

Die 'Arbeiter—Zeitung' sieht nur Größe an Herrn Taussig. Begeistert schildert sie: »Von Jugend an und ununterbrochen setzt sich der Aufstieg Taussigs fort«.

So schwärmerisch schreiben ehrliche Ästhetiker nur von Goethe; Schiller ist ihnen bereits eines so uneingeschränkten Lobes nicht würdig. Doch die verzückte Poesie sinkt in die Daten zurück: »Mit vierundzwanzig Jahren war er Bankdirektor und daß er das Zeug zu diesem Geschäft hatte, beweist die Tatsache, daß er ein Jahr später berufen wurde, um in die Verhältnisse der am Rande des Abgrundes befindlichen Bodenkreditanstalt Ordnung zu bringen«.

Wir zweifeln nicht daran, daß Herr v. Taussig das Zeug hatte, sich in der schwülen Luft des kaufmännischen Geistes nach dem Jahre 1873 wohl zu fühlen. Das aber glauben wir doch nicht, daß rein nur der Kopf einen talentierten und selbst talentiertesten Jüngling in Österreich so schnell vorwärts bringen kann, daß er mit 18 Jahren bereits ein hoher Beamter und mit 24 Jahren Direktor eines Bankhauses ist. Da müssen schon andere Faktoren im Spiele gewesen sein. Später freilich zeigte sich Herr v. Taussig seines Geschäftes würdig. Bei allen Eisenbahnverstaatlichungen der Jahre nach 1873 hatte er seine Hand im Spiele und bekanntlich waren diese Verstaatlichungsaktionen für den Staat so günstig, daß sie ganz ebenbürtig der großen »Entstaatlichungsaktion« im Jahre 1854 waren, welche den Anfang des großartigen Defizites der Staatsbahnen bedeutet. Herr v. Taussig sanierte auch die Bodenkreditanstalt und anlässlich der vor einigen Monaten erfolgten Festnagelung des beabsichtigten Krestranekschwindels im Parlament kam man darauf, daß der Staat leider wiederholt Verwässerungen des Aktienkapitales, welche eine Steuerersparnis bezweckten, bewilligt hat und zwar auch der Bodenkreditanstalt. Das ist des Rätsels Lösung. Die Finanzgenies Österreichs unterscheiden sich von denen anderer Länder dadurch, daß sie nicht neue Industrien, neue Bahnen aus dem Boden stampfen, sondern daß sie Finanzoperationen durchzuführen verstehen, dank welchen mit einigen Federstrichen Betriebs— und Investitionskapital durcheinander geworfen und dadurch nach freiem Belieben die Dividende doppelt so hoch oder dreimal so niedrig gemacht werden kann, wobei natürlich im letzteren Falle Vorsorge getroffen wird, daß in die Taschen der begünstigten Aktionäre nicht weniger Geld fliegt ...

Auf die wahren und wirklichen Wertvermehrungen verstand sich Herr v. Taussig ebensowenig, wie zum Beispiel Herr Kestranek, der die Dividende der Böhmisches Montangesellschaft zweimal besteuern ließ, in der Hoffnung, dann, wenn er einige Jahre statt 20 Prozent — 36 Prozent Dividendensteuer

gezahlt hätte, durch falsche Fatierung des in der Böhmisches Montangesellschaft investierten Kapitals die Übertragungsgebühren zu sparen. Jener, der da täuschen wollte, fiel derart gründlich hinein, daß man ihn wohl über kurz oder lang in die Pension schicken wird. Auch Herr Taussig fiel sehr oft so hinein und glücklich huschte er an mancher selbstbereiteten Schwierigkeit nur infolge der Schläfrigkeit der Aufsichtsorgane vorüber.

Unter dem Herrn v. Taussig verluderte die StEG. und nicht nur diese, nein, auch die Donau—Dampfschiffahrts—Gesellschaft kam aus einer Mißwirtschaft in die andere, so daß sie jetzt, wie die Neue Freie Presse sonderbarerweise rühmend hervorhebt, in der angenehmen Lage ist, viel weniger Kapital in den Schiffen investiert zu haben als ehemals und auch viel weniger Kohle als ehemals zu verbrauchen. Der Schifffahrtsverkehr auf der Donau sieht aber auch danach aus.

Die Kunststücke des Herrn v. Taussig muß selbst die 'Arbeiter—Zeitung' kennzeichnen. »Dabei war Taussig ein Mensch ganz im amerikanischen Stil, also von Skrupeln nie geplagt. Wie weit er sich da wagte, zeigen die famosen Verstaatlichungsanträge unter Wurmbrand und Guttenberg; auch daß er einmal bei einem besonders zweideutigen Geschäft der Steyrer Waffenfabrik öffentlich verwarnt werden mußte; und nicht wenige Börsenleute werden das Opfer seiner mannigfachen Kurstreibereien geworden sein.«

Wir mußten uns mit dem Nachruhm des Herrn v. Taussig beschäftigen, um wenigstens einige Leser der 'Arbeiter—Zeitung' davor zu warnen, die Sätze ihres Blattes allzugläubig im Busen zu bewahren: »Taussig war unzweifelhaft ein Mensch von Kraft und Energie, Intelligenz und Schlaueit, eine Persönlichkeit von Wuchs und Eigenart« ... Wurde Karl Marx je so temperamentvoll in der 'Arbeiter—Zeitung' gelobt? Soll man da nicht lieber dem Marx abschwören und den verschiedenen Taussigs und Kestraneks nachfolgen? Den Männern, deren »starke Hand« noch in den in Arbeiterblättern erschienenen Traueranzeigen fett gedruckt von der Verwaltungsratsclique der »Österreichischen Bodenkredit—Anstalt« gelobt wird.

Ihr fragt Arbeiter: »Soll man der starken Hand des Kapitals folgen?« Währenddessen hat die sozialdemokratische Parteileitung eure Frage schon mit »Ja!« beantwortet. Nordböhmen wird vom Kompromiß der Sozialdemokraten mit den Verwaltungsratsliberalen beherrscht. »Weil die Kohlenbarone und Kestranekleute als Industrielle naturgemäß volksfreundlicher sind als die reaktionären deutschnationalen Volksschullehrer und Bauernknechte.« So begründet man sehr schlau ... Die Hauptsorge des Dr. Adler ist, ob der Staat mit seinen Bestellungen die Maschinenindustrie auch genug beschäftige. Zuletzt wird er für diesen Zweck vielleicht noch den Bau einiger Dreatinoughts verlangen. Denn diese reißen wenigstens ins Geld. Ob sich die stets nur an der Börse und nie im Konstruktionsbüro spekulierende faule österreichische Maschinen— und Eisenindustrie durch billige Offert— beziehungsweise Eisenpreise auch genug beschäftigen will, das fragt er nicht. Nicht durch Streiks und Gewerkschaftstätigkeit will er für den Metallarbeiter höhere Löhne erzielen, sondern einzig und allein durch Bittgänge für die Industriellen. Uns hingegen will es scheinen, als ob die Höhe der Löhne davon abhängen würde, ob die betreffenden Arbeiter in einer verlässlichen sozialdemokratischen Gewerkschaft kuschen oder endlich selbständig handeln gelernt haben. Sehr sonderbar erscheint es uns z. B., daß die Lohnaufbesserungen der zumeist sozialdemokratisch organisierten Bergarbeiter, dieser sogenannten Kerntruppen der »Roten«, weit hinter der Preissteigerung der Kohle zurückblieben, trotzdem die Geschäfte der Kohlenbarone — selbst mit Berücksichtigung einiger

Schwankungen — im Zeitraum von 1897 bis 1907 eine in Österreich ungeahnte Blüte erreicht haben.

Die Logik der Sozialdemokratie wird immer famoser, immer befremdender für gewöhnliche Arbeiter. Die Logik der Sozialdemokratie wird immer mehr und mehr die Logik der Verwaltungsratsliberalen und der Geldmännliques.

Die Logik eines gesunden, eines nicht aus revolutionärer Phrase und aus Utopien ins Spießbürgertum sinkenden Sozialismus wird jedoch nicht ad absurdum geführt werden. Sie setzt sich in den breiten Massen durch, neue Ideen klären sich in Hirnen, die noch kurz vordem von den dümmsten Schlagworten bürgerlicher und sozialdemokratischer Politik befangen waren. Selbst die »roten Kerntruppen« sind mit der Haltung der 'Arbeiter—Zeitung' unzufrieden. Sie ist ihnen — wie dies Äußerungen am letzten Parteitage bewiesen — ziemlich zuwider, von den nicht objektiven Parlamentsberichten angefangen bis zu den kurzen pikant—lüsternen Feuilletons mit den stets wiederkehrenden dummen Anspielungen auf einen marxistisch gesinnten Herrgott im Himmel und auf die für die Hölle bestimmten Kapitalisten und Pfaffen. Die Arbeiter fühlen heraus, daß die 'Arbeiter—Zeitung' einfach eine bourgeois—liberale Zeitung geworden ist, ein Blatt, das die Schwächen des Klerikalismus mit urdummen Phrasen bekämpft und gegen Individualismus, Kapitalismus und alle wirklich antisozialistischen Ideen mit der konfusen Logik eines alten, von den Barrikaden beim Anblicke des ersten Bajonetts hinweggelaufenen, liberalen Achtundvierzigers ankämpft. Die 'Arbeiter—Zeitung' bietet keine Schund — und Raubmörderblatt—Lektüre. Dies geben wir gerne zu; sie ist aber längst eine 'Neue Freie Presse für die Arbeiter' geworden, vornehm beschwichtigend, alle radikalen Äußerungen ins Gegenteil verkehrend und vor allem konservativ—reaktionär trotz des Freisinn—Geschwafels. Das fühlen die Arbeiter endlich heraus. Ihr Blatt scheint ihnen über viel zu viele Sachen infam zu schweigen. Es schreibt ihnen zu wenig gegen das Parlament. Nicht gegen die Christlichsozialen, die Deutschradikalen und die übrigen Konkurrenten der gewählten Genossen allein soll es sich wenden, sondern gegen das Parlament überhaupt. Das Blatt ist den Arbeitern auch zu antigewerkschaftlich. Über den Tischlerstreik bringt es nichts Genaues, über die Eisenbahnerbewegung außer Feindseligkeiten gegen die Macher der passiven Resistenz gar nichts, über die Syndikatsbewegung in Frankreich nur Verleumdungen.

Das alles gefällt selbst den Folgsamsten unter den Sozialdemokraten nicht mehr. Mögen diese stutzig gewordenen Leute auf die Stimme im Innern hören lernen. Wir wollen hoffen, daß diese Leute wieder Sozialisten werden, wirklich freie Gewerkschaftler, welche — so wie sie es in den Achtziger Jahren getan haben — bei den Worten »parlamentarische Intervention«, »einflußreiche Tagespresse« und »große politische Partei« einfach ausspucken.



Baron Frangart und der Bajazzo ¹

Von *Karl Borromaeus Heinrich*

Die Schüler, ungefähr dreißig an der Zahl, erhoben sich beim Eintritt ihres Lehrers, teils nachlässig, teils aufmerksam, wie es eben in eines jeden Art lag. Da entfuhr einem Schüler, der allein in der letzten Bank saß, ein hörbares »Ah!« des Erstaunens. Und jetzt richteten auch die weniger Aufmerksamen ihre Blicke nach den Eingetretenen.

Diese waren bereits am Katheder angelangt. Der griechische Lehrer, ein alter Mann, bildete in seiner müden Haltung einen merkwürdigen Gegensatz zu Baron Frangart. Dieser stand gleichmütig neben ihm, in der reizvollen Zierlichkeit seiner etwas kleinen, eleganten Gestalt; seine Gesichtszüge waren während der letzten Jahre herber, schärfer und daher noch stolzer geworden. Die satte Bronze der weichen Haut seiner Wangen hatte sich in Chamfort nicht mehr verloren und bezeugte seine südliche Heimat. Die langen, langen Wimpern beschatteten, wie ehemals, seine dunklen Augen, die Strenge ihres Blickes mildernd. Nur die Haare waren nicht mehr gelockt; im linksseitigen Scheitel auseinandergekämmt, gaben sie eine edle Stirne bloß. Die geschwungenen Linien des Mundes erschienen bestimmter und auch sie erhöhten den Stolz seiner scheuen, verschlossenen Jugend. Natürlich war er glatt rasiert, sorgsam, ohne auch nur eine Spur der Haare zurückzulassen. — So stand er gleichmütig da und sah zuerst zerstreut über seine künftigen Mitschüler hinweg; sein Blick haftete dann verloren auf dem letzten Fenster, vor dem sich hohe Bäume mit kahlen Ästen erhoben, vom Novembernebel bedeckt

Wo blieb die strahlende Sonne, die zu diesem seltsamen Fremdling gehörte? wo die durchsichtige Luft, die seinem jungen Körper lebendige Plastik verlieh! — Einsam und fremd stand er da. —

»Entzückender Junge!« sagte halblaut der Schüler auf der letzten Bank. Frangart schien es nicht zu hören; eben begann der griechische Lehrer: »Hier stelle ich Ihnen Fritz Freiherrn von Frangart vor, der neu in Ihre Klasse eingetreten ist ... « Der Vorgesetzte verneigte sich. »Nur keine langen Reden von wegen Freiherrn!« kam es halblaut aus der hintersten Bank. Der Lehrer verzog über dem Gemurmel ärgerlich seine Miene. Die Schüler kicherten leise. »Wollen Sie sich setzen, Baron Frangart!« sagte der Lehrer. Der einzige noch freie Platz war in der letzten Bank neben dem Schüler, der sich die Zwischenrufe geleistet hatte. Dem Lehrer fiel in aller Eile ein, daß er diesen strafen könne: »Sie kommen neben Ludwig Schlagintweit, nicht gerade unseren schlechtesten, aber sicher unsern frechsten Schüler«, bemerkte er zu Frangart. Schlagintweit, den sie in der Klasse Bajazzo nannten, versteckte sein gutmütiges Gesicht mit den herzlichen, spottlustigen Augen hinter dem Rücken seines Vormannes. »Das stimmt, Gott sei Dank!« flüsterte er. Die Schüler verbissen das Lachen.

Baron Frangart nahm gleichmütig seinen Platz ein, nachdem er sich ein wenig vor Ludwig Schlagintweit verneigt hatte. Dieser sah ihm unbekümmert ins Gesicht: »Grüß Gott, guten Tag, habe die Ehre, Herr Baron Frangobald!« flüsterte er, während vorn ein Schüler aufgerufen worden war und »Platons Apologie des Sokrates« zu übersetzen sich bemühte. »Frangart«, korrigierte Fritz ruhig seinen Nachbarn, indem er die übrige Anrede ignorierte. Dieser rückte, da Frangart kein Buch mitgebracht hatte, das seine in die Mitte der

¹ Bruchstücke aus einem Roman »Menschen von Gottes Gnaden«, den der Münchener Autor soeben vollendet hat. [KK]

Bank. Vorn rief eben ein grober Übersetzungsfehler einen zornigen Ausbruch des Lehrers hervor. Schlagintweit benützte den entstandenen Lärm, um seinen Nachbarn zu fragen: »Kennen Sie die Phraseologie des Sokrates' schon?« Frangart nickte bejahend. »Können Sie überhaupt was im Griechischen?« forschte er weiter. Frangart zuckte die Achseln. »Dürfen schon reden, seien S' ganz unbesorgt! Er hört schlecht!«, flüsterte Schlagintweit, der das frostige Benehmen Frangarts entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte. Aber in diesem Augenblick sah der Professor doch warnend zu ihm her. Er erwiderte seinen Blick treuherzig. Dann aber bückte er sich wieder und murmelte zwischen den Zähnen: »Herr Professor, trauen S' Ihnen nicht, traun S' Ihnen nicht ... sonst blamiere ich Sie wieder einmal, wann mir griechische Konjekturen machen!« Die in der Nähe Sitzenden grinsten, auch Baron Frangart mußte lächeln; der Lehrer rief gerade einen anderen Schüler auf. »Wissen S' was, Herr Baron,« setzte Schlagintweit die einseitige Unterhaltung fort, »alles können S' von mir abschreiben, nur in der Mathematik kann ich selber rein gar nichts. Schlagintweit, wieder Note vier, ungenügend, können nichts, werden nie etwas lernen in der Mathematik!« ahmte er den Mathematik—Lehrer nach. Der Vordermann wandte unvorsichtig den Kopf, um Schlagintweit seinen Beifall für die gelungene Imitation auszudrücken. In den hinteren Bänken entstand langsam eine allgemeine Unruhe. Schlagintweit rief dem Vordermann flüsternd zu: »Liebe dicke Mittelmäßigkeit, schau gefälligst nicht so, ich red' nicht mit Dir ... so, schön ruhig sitzen mit Deinem breiten Rücken! ... « (Fast alle Spitznamen in der Klasse, auch die zurechtgewiesene »liebe dicke Mittelmäßigkeit« waren von Schlagintweit erfunden und verbreitet worden.) Baron Frangart sah seinen lebhaften Nachbarn mit ruhiger Aufmerksamkeit von der Seite an. Dieser fühlte es, blickte ihm offen ins Gesicht, und errötete in leichter Verlegenheit. Einige Minuten schwieg er. Aber dann hatte er es wieder vergessen, oder er wollte doch noch einen Versuch machen, Baron Frangart aus seiner Ruhe zu bringen. »h mei', Drapologie des Sokrates!« begann er halblaut. Baron Frangart lächelte. »Können Sie auch stenographieren?« schrieb Schlagintweit jetzt an den Rand des Buches, da ihm der Lehrer eben den zweiten warnenden Blick zugeworfen hatte. »Nein,« nickte sein Nachbar; vorn ging die Übersetzung weiter. »Ja, Herrschaft, ja, Sie armer Mensch, das müssen S' lernen! ... « knurrte Schlagintweit zwischen den Zähnen, und machte ein aufrichtig betrübtes Gesicht. Da geschah etwas Merkwürdiges: Baron Frangart, der die vertraulichen Worte seines Nachbarn mit einer Mischung von Indignation, Kopfschütteln und Belustigung schweigend angehört hatte, sah diesen wieder von der Seite an und bemerkte die komische Betrübtheit seines Ausdruckes. Da verlor er seine Fassung, und fing ohne Überlegung zu lachen an. Schlagintweit und die Mitschüler erschrakten zuerst., Aber Frangarts Lachen (er hatte es nie geübt und also, wie es ihm angeboren war, erhalten) klang so vollkommen heiter in den still gewordenen Schulraum hinein, daß alle angesteckt wurden, auch der erschrockene Schlagintweit und schließlich der entrüstete Lehrer, und in schallendes Gelächter ausbrachen.

Frangart hörte zuerst auf; das allgemeine Echo gab ihm seine Fassung wieder, und Schamröte, gleich, als ob Lachen für ihn unrecht wäre, überzog sein Gesicht; überdies fiel ihm jetzt ein, daß er Schlagintweit mit diesem Lachen verraten hatte.

»Entschuldigen Sie gütigst!« sagte er zu ihm. — »Ach Unsinn, was entschuldigen, das tut mir nichts.«

Der Vorfall endigte damit, daß Schlagintweit eine Strafaufgabe zudiktiert wurde, nämlich einige Seiten aus der Apologie des Sokrates schriftlich zu übersetzen.

Dies also war der Anfang der großen Freundschaft, die Ludwig Schlagintweit für Baron Frangart in der Folge empfand, und auch der Anfang der ruhigen, aber immerhin unleugbaren Sympathie, die dieser wenigstens für Schlagintweit bezeugte.

*

Um es vorneweg zu sagen: wenn alle Gefälligkeiten, die Ludwig Schlagintweit, Sohn eines pensionierten Briefträgers, Fritz Freiherrn von Frangart unaufgefordert erwies; wenn alle rührenden Züge freundschaftlicher Besorgtheit, die an diesem herzlichen jungen Menschen während der Zeit ihres Beisammenseins hervortraten; wenn alle Grade der Gefühle, zu denen sich seine Zuneigung verstieg; wenn einem das alles auf einmal gegenwärtig sein könnte, und man vergleiche hiermit jene monotone, jederzeit beherrschte Sympathie, mit der Baron Frangart, zuweilen bei sich selbst, seltener schon mit freundlichen Blicken, mit Worten vollends nur dann und wann, stets aber nur sehr kärglich Ludwig Schlagintweit dankte, — so möchte man, wiederum mit einem Vergleich sagen, daß der mit einem goldenen Kelch Beschenkte einen irdenen Krug als Gegengeschenk gegeben habe. Aber so einfach ist die Rechnung nicht. Man muß bedenken, wie ganz von selbst der eine aus sich herausging, wie er mit seinem allzeit offenen Herzen durch die Welt zog, gleichsam Gott nacheifernd, der die Sonne über Gerechte und Ungerechte ohne Auslese scheinen läßt, wohingegen der andere, zur Unterscheidung und Distinktion geboren und erzogen, Herzlichkeit im allgemeinen fast als Schmutz empfand, »weil in ihr die Schranken fallen und alles durcheinanderfließt«; den verborgenen Reichtum seines Herzens, gemäß dem Ratschlusse Gottes, bei sich behalten mußte und vielleicht so schwer daran trug, wie ein Baum an überreifen Äpfeln, die nicht abgeschüttelt werden. Und überhaupt ist in Dingen des Gefühls alles Urteilen so ungerecht. Dies war der Gedankengang, auf dem sich Ludwig Schlagintweit während seiner Freundschaft für Baron Frangart, und auch lange nachher noch tröstete

Ein einziges Mal hatte er auch versucht, die Gesellschaft seiner Mitschüler auf der sogenannten Absolventenkneipe zu genießen. Schlagintweit saß an seiner Seite und konnte bezeugen, von welcher Höhe der Verachtung aus sein schweigender Blick dieses Treiben ablehnte. Es war ihm schon ganz unbegreiflich, wozu denn die sogenannten Chargierten immer mit ihren ungeschliffenen Schlägern auf den Tisch schlugen; noch mehr erbitterte ihn der angebliche Gesang der Cantusse; in grenzenlosem Ekel aber erhob er sich, als sie, bei dem traurigen Fiducit der »Exkneipe«, sich Ochsenmaulsalat bringen ließen, diesen ganz sans façon hinunteraßen, gewaltig hineintranken und dann wirr durcheinander zu gröhlen anfangen: »Ein Prosit, ein Prosit, der Gemü ... a ... a ... t ... lich ... kei ... eit ... !« Zwei wollten ihn bei seinem Weggehen anpöbeln; da er vor Ekel überhaupt nicht antworten konnte und wollte, belehrte Schlagintweit die zwei Schreihälse eines Besseren.

Die Gesellschaft Schlagintweits ertrug Fritz Frangart wie die eines lustigen treuen Dieners. Seine Ergebenheit hatte in der Tat etwas Rührendes. Eine Woche nach jener Kneipe kam er freudestrahlend zu Frangart: »Die Weltordnung ist umgangen, meine Illoyalität hat gesiegt!« — »Bitte?« — »Ich habe einen mir bekannten, jungen Arzt wiederentdeckt, der Ihnen jederzeit alle nur gewünschten Schulkrankheiten bestätigt!« Frangart benutzte die Lie-

benswürdigkeit dieses Arztes ausgiebig: im Januar und Februar saß er wochenlang zu Hause. Schlagintweit, der allein ihn besuchen durfte, kam gegen Abend und nahm mit ihm, in einer knappen Viertelstunde, alles durch, was der ganze Tag zu lernen gebracht hatte. Die schriftlichen Probearbeiten in der Schule schrieb er auf Drängen Schlagintweits von diesem voll und ganz ab; dieser schmierte dann in seine eigene Arbeit eiligst noch einige Fehler, um einen Unterschied herzustellen und den Professoren den Nachweis des Abschreibens zu erschweren.

Schließlich duldete Schlagintweit nicht mehr, daß Frangart die häuslichen Arbeiten selbst anfertigte. »Herr Baron, das hat doch für Sie keinen Sinn mehr; daran sterben Sie ja vor Langeweile«, konstatierte er und kam von nun ab jeden Tag Punkt sieben Uhr in die Wohnung Frangarts, worauf dieser die Aufgaben abschrieb. Das war natürlich auch in einer Viertelstunde geschehen. Frangart fuhr dann, wie immer, zur Frauenkirche in die Messe, wohin ihn jedoch Schlagintweit nie begleitete. Da aber Frangart sich nicht bemüßigt fühlte, es auch für formlos gehalten hätte, nach der Weltanschauung eines anderen zu fragen, kam es darüber nie zu einer Auseinandersetzung.

Diese vollkommene Schweigsamkeit des Baron Frangart über sein eigenes Wesen, über seine Anschauungen, tat Schlagintweit weh. Wenn er im Bette lag und nachsann, welche Gefälligkeiten er morgen Baron Frangart erweisen könnte, träumte er manchmal davon, daß einmal, ach, nur ein einziges mal dieser sein Herz öffnen würde. Er dachte es sich so schön, wenn sie sich dann gegenseitig ihre Ideen klarlegen würden, er würde die Hand um Baron Frangart legen ... oh nein, er wußte schon, daß er dies nie wagen dürfte, daß jener sich nie eröffnen, auch nie eine freundschaftliche Vertraulichkeit gestatten würde.

Frangart seinerseits, wenn er über Schlagintweit (was sehr selten geschah) nachsann, formulierte seine Sympathie für diesen so: »Er hat noch den Takt der alten Leute aus dem Volke, er verlangt keine Aufklärungen, keine Gründe von den Menschen, die er verehrt«. Und so erriet er die Sehnsucht des armen Schlagintweit nicht, weil sie ihm selber fehlte. In der Heiterkeit aber, die von diesem Menschen ausging, sonnte er sich mit einer gewissen trägen und selbstverständlichen Ruhe, wie vor Jahren, an die Schloßmauer von Frangart gelehnt, in der lachenden Sonne des Südens ...

Der junge Baron ging um diese Zeit, halb aus Neugierde, halb aus konventionellem Zwang, etliche Male zu den Tees und anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen einiger adeliger Familien, an die man ihn liebenswürdig empfohlen hatte. Aber bald unterließ er es wieder. Bei den einen sah er sich mit Künstlern und Literaten zusammen eingeladen, die, unter dem Beifall der Hauswirte, ihre modernen und billigen Phrasen von neuen Wegen zur Kultur kommentierten, aber für Fritz Frangart durch ihr ganzes gesellschaftliches Benehmen hinlänglich bewiesen, daß sie die wohlbewährten alten Wege zur Kultur noch nicht gegangen waren. Seiner Ansicht nach wurden sie der hohen Bedeutung, die man sogar in alten Familien, ihrer Anwesenheit beimaß, nicht im geringsten gerecht, umsomehr aber dem kalten Büfett, oder am meisten dem Abendessen, wenn es ein solches gab: ihr unanständiger Heißhunger paßte durchaus zu dem Bild, das sich Baron Frangart von der neuen Kultur machte. Wenn aber in diesen Gesellschaften Wein getrunken wurde oder gar Sekt, so unterschieden sich die Gäste nur in der Qualität des Getränkes, aber keineswegs in ihren Sitten von seinen kneipenden Mitschülern; höchstens noch darin, daß, was dort »Gemü ... a ... a ... t ... lichkei ... eit« genannt wurde, hier als »originelle Viecherei« oder gar als »dionysischer Taumel« der Ge-

mütter galt. — In anderen Kreisen hinwiederum, die zwar in den Formen immer noch strenger und genauer lebten, bemerkte er mit Mißvergnügen, daß sich alle Männer ohne Ausnahme und sogar die meisten Frauen offenbar viel mit Politik beschäftigten. Er aber empfand Politik, wie sie heute getrieben wird, als eine Degradierung; so zog er sich also auch aus diesen Kreisen zurück.

*

Von den stets willig gelieferten Krankheitsbestätigungen des erwähnten Arztes bezog Fritz Frangart in den Monaten Mai und Juni eine reichliche Anzahl. So konnte er sich unbehindert seiner Ruhe hingeben.

Ein paar Tage vor der Maturitätsprüfung, also in der zweiten Hälfte des Juni, ereignete sich indessen ein Vorfall, der ihn in unangenehmer Weise aufstörte. Er hatte von seinen Mitschülern ja nach jener Kneipe niemals mehr Notiz genommen und war somit allerdings der Mühe enthoben, sich an ihre von Schlagintweit gegebenen Charakteristiken zu erinnern. Aber da die Mitschüler die Bevorzugung Schlagintweits nicht ohne Neid sehen konnten, und dieser auch wegen seiner Spottlust heimliche Feinde genug hatte, bildete sich unliebsames Gerede über ihre Beziehungen. Die große Ergebenheit des einen gegen den anderen war ja allen bekannt. So sagte man, zum Beispiel, daß sich der schöne Baron Frangart den Schlagintweit als Diener, ja »Haustier« halte und ihn dafür, hoffentlich und jedenfalls, anständig bezahle.

Als er nun eines Morgens in das Klassenzimmer eintrat, und mit den Augen den noch abwesenden Schlagintweit suchte, flüsterte die »dicke Mittelmäßigkeit« einem Mitschüler einige Worte zu, die Anspielungen der erwähnten Art enthielten. Baron Frangart hörte es, ohne es zu wollen. Daher ging er, mit der sicheren Ruhe, die ihm eigen war, zu der »Mittelmäßigkeit« hin und ersuchte, verbindlich lächelnd, aber nicht ohne leise Drohung in seinen dunklen Augen, um Aufklärung. Die Mittelmäßigkeit erschrak heftig, und ihr bourgeoises Fett (mit Schlagintweits Worten zu reden) wackelte. »Herr Baron, das sage nicht ich, das habe ich nur gehört. Man hat mir erzählt, daß Schlagintweit seine Schüler und sein Einkommen vernachlässigt, weil er die freie Zeit jetzt meistens bei Ihnen zubringt.« Baron Frangart sah den ängstlichen Stotterer an wie eine Kröte und wandte sich ab. Das Gerede war sehr ekelhaft, aber er nahm sich vor, Schlagintweit kein Wort davon zu sagen, ihn hingegen, wie es gerecht war, auf irgend eine Weise zu entschädigen. Baron Frangart hätte ja mit Leichtigkeit, ohne es zu verspüren, die Familie Schlagintweit über die groben Sorgen des Tages hinausheben können. Es war nicht Geiz, was ihn davon abhielt. Aber es gehörte zu seinen Überzeugungen, daß die Armut von Gott gewollt und zur Erhaltung des überlieferten Standes der menschlichen Dinge nützlich sei, sie beheben zu wollen somit auch einen Akt der Revolution begehen hieße. Es hatten schon genug Verschiebungen in der menschlichen Gesellschaft stattgefunden, im Laufe des letzten Jahrhunderts ...

Mit solchen Ansichten verband Baron Frangart auch einige merkwürdige äußere Gewohnheiten, zum Beispiel, daß er nie ein anderes Licht in seinem Zimmer duldete, als das von Wachskerzen. Niemals in seinem Leben benutzte er das Telephon: es war ihm eine »zu junge Einrichtung«. Statt eine Zeitung zu lesen, ließ er sich von Schlagintweit allmonatlich die Reihe der nackten Ereignisse der Zeit auf einem kleinen Zettel zusammenschreiben. Dieser, der »alles war, nur nicht loyal«, konnte nicht umhin, sich dabei manchen Scherz zu erlauben. Einmal schrieb er: Der Papst hat den Vatikan an einen Amerikaner verkauft und ist nach Berlin verzogen. Ein andermal: Der internationale Delegiertentag der Sozialdemokratie hat die Rethronisierung

der' Bourbonen auf sein Programm gesetzt. Oder: Gestern haben sich alle Pariser Anarchisten auf der Place de la Concorde freiwillig verbrannt. (Mit diesen Scherzen wollte er Baron Frangart zu einer Diskussion verleiten, was ihm aber nicht gelang.) Automobil fuhr Baron Frangart nie: »man soll in seinen alten Tagen nicht einen so neuen Sport anfangen«. Die Versuche der Luftschiffer vollends hielt er für ein Verbrechen, und fand es in Ordnung, daß so viele dieser Leute tödlich verunglückten. Übrigens, behauptete Baron Frangart, hätten die Chinesen alle diese Neuerungen schon vor längster Zeit besessen, sie aber durch den Machtspruch des Gesetzes wieder abgeschafft; denn sie hätten ersichtlich nicht zur Hebung des Glückes und der menschlichen Gesellschaft überhaupt beigetragen.

Inzwischen stellte die Neuzeit, ja die allernächste Gegenwart, eine nüchterne, unumstößliche Forderung an Baron Frangart: nämlich, die Maturitätsprüfung zu machen. — Im Lateinischen, Griechischen und Französischen ging alles glatt, in der Religion ausgezeichnet, zur Freude seines Religionslehrers, den er selbst hochschätzte. Zweierlei aber stand ihm noch bevor: das Deutsche und die Mathematik. In der Mathematik rechnete er gelassen mit der allerletzten Note. Das Deutsche mußte ihm erhebliche Schwierigkeiten machen, wenn sich das Thema etwa auf die Geschichte bezog, in deren Studium er konsequent alles, was ihm nicht gefiel, ignoriert hatte.

Nun bestand das deutsche Thema in jenem Satz des antirevolutionären, von Frangart über alles verehrten Goethe: »Was du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.«

Baron Frangart lieferte eine nur leise verhüllte »Begründung der Tradition in jedem Betrachte, der Privilegion und aller von Gott gewollten, historisch bewährten, menschlichen Institutionen.« Sein Aufsatz geriet wirklich sehr gut, und es war schade, daß ihn nur der deutsche Professor, nicht aber Schlagintweit zu Gesicht bekam; er hätte daraus doch Einiges zum Verständnis seines Frangart gelernt.

Schlagintweit selbst gab zwei Bearbeitungen des Themas ein. Auf die eine schrieb er in Klammern: »Wie das Thema von einem Abiturienten behandelt werden muß«. Diese Bearbeitung war in der Form der edlen Chrië abgefaßt und enthielt alles Wünschenswerte. Auf die andere schrieb er: »Wie das Thema von einem Menschen behandelt wird«. Hierin setzte er kaltblütig und ironisch auseinander, daß ihm, mangels eines materiellen väterlichen Erbes, für den Satz, soweit er materiell gemeint sei, eigentlich jede Erfahrung fehle; daß er jedoch seinen eventuellen Nachkommen, vorausgesetzt, daß sie wenigstens etwas erben, die Worte Goethes unermüdlich einbläuen werde. Dazu fügte er eine lächerliche Betrachtung über mögliche Widersprüche, die er zwischen dem Ideal der reinen Humanität (d. i. »Menschlichkeit«) und dem der Tradition späterhin möglicherweise ent— und aufdecken werde.

Diese zweite Bearbeitung, von der er mit dem Wunsch, Frangart zu einer Gegenrede zu reizen, diesem erzählte, aber nicht mehr als ein Lächeln zur Antwort bekam, trug Schlagintweit in letzter Stunde eine Karzerstrafe ein.

*

Solchermaßen waren nun doch eine Zeitlang über die alte Mauer der Ruhe, von der umgeben Baron Fritz Frangart dahinlebte, die unruhigen Eidechsen geklettert, die der gute Bajazzo dorthin jagte; und Baron Frangart jagte sie nicht weg. Aber dem Bajazzo öffneten sich die Mauern nicht. In dunklen Nächten stand er manchmal, leise schluchzend, davor. Unerhört verhallte sein Schluchzen und das Salz seiner Tränen konnte der Mauer so wenig anhaben, wie die zartfüßigen Eidechsen seiner Heiterkeit. — Ein solcher Bajazzo wie Schlagintweit hat ein schweres Los auf Erden: freilich darf er seine

Späße auch dort aufführen, wo sich andere keine lustige Miene mehr getrauen, geschweige denn ein Wort. Aber das ist auch alles. Er muß froh sein, wenn er nicht mißverstanden wird; wenn ihn die anderen nicht mit einem Allerwelts—Hallodri verwechseln und ihm Pfennige hinwerfen ... Das nun brauchte Schlagintweit von Baron Frangart nicht zu befürchten. Aber Liebe gab ihm dieser auch nicht, konnte sie ihm nicht geben ...

Oh über die süßen Schmerzen der Freundschaft! Oh unbelohnte Liebe! Oh Schrei der Sehnsucht, der ohne Echo verhallt! Oh verlorene, verlorene, verlorene Jugend! ...

»Ein schweigsamer Mensch ohne Echo zu sein, wie Baron Frangart, ist aber auch keine Kleinigkeit!« dachte Schlagintweit, zog sein Herz aus der Brust und wischte sich die Tränen damit ab.

* * *

Wanderers Lied

Von Albert Ehrenstein

Meine Freunde sind schwank wie Rohr,
auf ihren Lippen sitzt ihr Herz,
Keuschheit kennen sie nicht;
tanzen möchte ich auf ihren Häuptern.

Mädchen, das ich liebe,
Seele der Seelen du,
auserwählte, lichtgeschaffene,
nie sahst du mich an,
dein Schoß war nicht bereit,
zu Asche brannte mein Herz.

Ich kenne die Zähne der Hunde,
in der Wind—ins—Gesicht—Gasse wohne ich,
ein Sieb—Dach ist über meinem Haupte,
Schimmel freut sich an den Wänden,
gute Ritzen sind für den Regen da.

»Töte dich!« spricht mein Messei zu mir.
Im Kote liege ich;
hoch über mir, in Karossen befahren
meine Feinde den Mondregenbogen ...

* * *

Bücher

Die '*Deutsche Theater—Zeitschrift*' (Berlin, Jahr III, Heft 7) schreibt über »*Sprüche und Widersprüche*«:

Seit zehn Jahren schwingt Karl Kraus seine flammende Fackel über jede bittere Schmach des deutschen Landes, von manchem Guten geliebt, von vielen gehaßt, gleichgültig nur denen, die nicht Deutsch verstehen. Und seit zwei Jahren ist er am Werke, das, was seine hinreißende Stilmacht in den roten Heften plastisch gestal-

tet hat, zu Büchern umzugießen. So entstand im Vorjahre der Band »Sittlichkeit und Kriminalität«, so heuer das Buch »Sprüche und Widersprüche«. Ich kenne sie alle von früher her, diese festen und farbigen Steine, die einen hohen Bau gäben, wenn ein Philosoph sie zu einem System zusammenfügte und nicht ein heißer Künstler es vorgezogen hätte, sie zu dem stolzen Mosaik seiner Lebensanschauung aneinanderzuschließen — diese Sprüche, die nicht Worte sind, sondern lebende Wesen. Haben sie ja doch ein tiefgrabendes Hirn, ein verzweifertes Herz und eine Stimme, die donnern kann gegen die Gemeinheit unserer Weltordnung, wild aufschluchzen ob der Brutalität geistiger Machthaber und singen zum Preise der Schönheit. Manch einer von diesen brennenden schillernden Sätzen sprach einst zu mir wie ein reifer Mensch, der zu tiefinnerst Dinge erlebt hat, die ich kaum ahnte. Voll Bewunderung lauschte ich der Botschaft. Anfangs fehlte noch der Glaube. Bis mir meine Erlebnisse die Naturnähe dieser Erkenntnisse bewiesen. Keiner dieser Sprüche und Widersprüche, die vom Weibe und der Phantasie, der Moral und dem Christentum, vom Nebenmenschen, von der Dummheit, der Demokratie, dem Intellektualismus, dem Künstler und anderen wichtigen Kulturproblemen dichten, sei hier zitiert. Denn ich könnte, wenn ich etwa ein Dutzend hierher setzte, mich an den vielen Hundert anderen vergreifen. Wer sie kennenlernen will, kennt nun den Weg. Sie zu missen wäre heute kaum denkbar; sie zu wissen ist ein freudiger Schmerz.

Oskar Jellinek

*

In der '*Rhein. Westfälischen Zeitung*' (Essen, 14. Oktober) war die folgende Besprechung enthalten:

Simplicissimusluft weht besonders in dem Eingangskapitel mit der übermäßigen Betonung des Sexuellen, sich aufbauend auf der schroff durchgeführten Antithese: das Weib ist Sinnlichkeit, der Mann Verstand. Aber wir finden im weiteren auch einen die Masse hassenden Einsamkeitsstolzen und einen bedeutenden Satiriker von Geist und Schärfe, der gerade und kühn, vorschreitend, was er denkt über Kunst und Leben, originell zu formulieren und zu prägen weiß.

Die Auffassung, daß besonders im Kapitel »Weib, Phantasie« Simplicissimusluft wehe, gibt der Kritik ihre ausgesprochene Eigenart. Man spielt dem Simplicissimus jetzt in Deutschland übel genug mit. Nunmehr auch dieses noch!

*

Die '*Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden*' (Berlin V., Nr. 12) schreibt über »Sittlichkeit und Kriminalität«:

Kraus hat zu dem 1. Bande seiner ausgewählten Schriften eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, welche in ihrer ursprünglichen Form in der Wiener Zeitschrift 'Die Fackel' erschienen sind. Sie behandeln zumeist die Wiener Sensationsprozesse der letzten Jahre, so weit sie das Thema »Sittlichkeit« berühren. Kommt die Darstellung von Einzelfällen schon an sich als ein äußerst wichtiges kriminalpolitisches Material in Betracht, welches der *Kriminalstatistik* an Bedeutung gleich zu achten ist, so sind die Betrachtungen Kraus' zu den einzelnen Prozessen von ganz besonderem Werte. Denn er weiß in glänzender Darstellung aus jedem einzelnen

Falle eine schier erstaunliche kriminalpolitische Ausbeute zu gewinnen. Die temperamentvollen kritischen Bemerkungen Kraus', welche sich einesteils auf die Rechtspflege und andererseits auf die Gesetze selbst beziehen, verdienen in hohem Maße Beachtung, zumal in einer Zeit, in der die Reform der Strafgesetzgebung vorbereitet wird.

B. B.

*

'Der Demokrat', Wochenschrift für freiheitliche Politik, Kunst und Wissenschaft (Berlin II. Nr. 7), bringt einen Essay, in dem es heißt:

Kraus hat jahrelang österreichische Korruptionen mit dem brüsktesten Mut aufgedeckt, er hat die Verkommenheit der Wiener Presse auf eine lebensgefährliche Art bekämpft. Man versteht ohne weiteres, daß er, solange die 'Fackel' erscheint, in Österreich totgeschwiegen wurde. Die Aufsätze von »Sittlichkeit und Kriminalität« lassen sich aber nicht mehr mit diesem System aus der Welt schaffen ... Sicherlich ist man zuerst erstaunt über die Summe von unglaublich sachlichen juristischen Auseinandersetzungen, rein logisch gesetzesmäßiger Behandlung von Rechtsfällen ... Aber unter den dürren Formen der trockenen Darstellung erhebt sich unterirdisch das wilde Brüllen eines Tieres aus Urzeiten. Es gilt die Hetzjagd auf das Geschlecht.

Das Geschlecht ist umstellt von einer hämischen Meute. Das ganze Bürgertum rückt an, die Scharen Schmunzelnder mit tiefenden Mäulern und verfetteten Gehirnen. Diese ganze Menge wird beherrscht von einem Ideal, geschoben von einer Sehnsucht: dem Glück des Kitzels. Unwiderstehlich rücken diese Bataillone des feisten Lächelns an, um Schlachten zu schlagen, deren größter Sieg stets die Niederlage ihrer eigenen Mannen ist. Plötzlich wird aus den eigenen Reihen ein Mensch herausgestoßen, und ein Fragen, Flüstern, Lachen stützt aus tausend Mäulern auf sein Leben ein, die Begierden aller dieser Tausende werden an ihm enthüllt, geheime Wünsche, deren Befriedigung stets das Phlegma hinderte, werden in ihrer Erfüllung offenbart, und aus der Scham des Umzingelten schlürft die Menge jenes zum Leben so notwendige Gefühl der Natur, das ihr selbst aus purer Verfressenheit in stickiger Stube versagt bleiben mußte ... Aber das ist nicht die Brunst, in Geheimnisse hinabzutauchen, nicht jene ewige Gier, die Erotik zu entwirren, sondern der Wunsch, den Einzelnen, der das Treibwild ist, zum Erzähler pikanter Anekdoten zu machen; unter dem Schutze des allgemeinen Interesses sich jene Genüsse zu verschaffen, die man sonst nur in dunklen Ecken aus Revolverblättern zu ziehen sich getraut ...

Kraus stellt die Gerichtsverhandlungen des bekannten Sittlichkeitsprozesses gegen den Professor Beer in Wien dar. Alle Begriffe verschieben sich da. Die Empörung des Lesers wird schließlich zur trockenen Kenntnisnahme von Selbstverständlichkeiten, längst bekannte Gerichtsgebräuche erregen wütendes Erstaunen. Die Begierde der satten Öffentlichkeit, teilzuhaben an den geheimen Genüssen des Einzelnen, stürzt sich auf jeden, geschlechtlicher Verfehlung Angeklagten, Mann oder Weib. Sie beeinflusst im Prozeß Beer die Zeugen, den Gerichtshof — die Verteidiger. Sie macht die Sensationen des Falles der Schauspielerin Odilon. Sie läßt die Hauptmannsfrau Hervay von der Enttäuschung einer klei-

nen Stadt verurteilen, weil die Dame vor den Zeiten ihrer Ehe Abenteuer hatte. Sie macht die behaglichen Entrüstungen über das Bordell Riehl. Und diese Gier legt dem Vorsitzenden des Gerichts bei verschüchterten Angeklagten unverschämte Fragen in den Mund, die der Lümmel sofort schmatzend selbst beantwortet und die wehrlose Frauen zum Selbstmord treiben. Mit unfehlbarem Instinkt stürzt sich die Presse auf diese Verhandlungen. Das Geschlecht ist wieder einmal erwischt, man hetze! Und nun qualmt die Atmosphäre der Lüsternheit über dem Angeklagten zusammen, um die Hinrichtung durch Ersticken zu vollziehen.

Karl Kraus hat einen ganz unerhörten Mut. Man muß vermutlich Wiener sein, um nicht zu sehen, daß dieser Mann seit Jahren in der gefahrvollsten Stellung gegen die Öffentlichkeit kämpft, ein Einzelner, nirgends gedeckt, geschützt nur durch seine eigene Unerschrockenheit. Dieser Gehäße, der so unbekümmert die Namen der Richter, Präsidenten, des Polizeirates von Wien, aller öffentlichen Sensationisten des Privatlebens nennt, ist doch nur durch ein wahres Wunder vielen Jahren Kerker entgangen.

Es gilt, einzusehen, daß Kraus *Deine* Sache agiert. Er kämpft gegen die Öffentlichkeit, um den Prozeß jedes ihrer Glieder zu führen. Vielleicht erinnert man sich an Dostojewskis Wort: »Wir leben im Zeitalter der Isolierung«. In dem Buch von »Sittlichkeit und Kriminalität« geht einer, fest und mutvoll in seiner Welt der Tatsächlichkeiten, in einen last utopischen Kampf: die Isolierung des privatesten Lebens, diese Mauer des Einzelnen gegen die eigenen Angriffe instinktloser Selbstzerstörung, zu schützen. L. R.

* * *

Peter Altenberg, Bilderbogen des kleinen Lebens ¹

So klein und unscheinbar auch jedes Ding,
sobald sein klarer Blick in stiller Güte
es einmal nur in Liebe voll umfing,
erneut es sich in nie gekannter Blüte.
In dieses reichen Lebens langen Jahren
war nicht ein einz'ger schönheitsleerer Tag —
und was in Leid und Mitleid er erfahren,
den Traum, der schwer auf seiner Seele lag,
goß einsam er, von stumpfem Hohn verlacht,
in solcher milden Worte tiefe Pracht.

Ludwig Ullmann.

* * *

¹ Berlin—Westend, Erich Reiss Verlag. [KK]

Glossen

Von *Karl Kraus*

EINE NEUERUNG

Nun ja, nun ja, er war wie immer »ein Stelldichein von amtlicher Würde, künstlerischer Berühmtheit und weiblicher Schönheit«. Nämlich der Concor-diaball. Er übertraf wie immer an Glanz alle seine Vorgänger, er tut es seit fünfzig Jahren, warum sollte er es gerade diesmal nicht getan haben? Denn das haben sie alle gemeinsam, die Concor-diabälle, daß sie einander an Glanz übertreffen. Und doch scheint diesmal etwas geschehen zu sein, was den dies-maligen von seinen Vorgängern wirklich unterscheiden könnte, und was, wenn sich die Nachricht bewahrheitet, die künftige Berichterstattung über die künftigen Concor-diabälle erheblich beeinflussen würde. Es handelt sich, um es mit einem Worte zu sagen, um das »Tanzrecht«, das sich einstmals die Jugend bei den einstigen Concor-diabällen bekanntlich nur mit Mühe erobern konnte, nachdem der Dirigent Rabensteiner vergebliche Versuche gemacht hatte, na und so weiter, wozu soll man an die peinlichen Geschichten wieder erinnern. Und heuer, heißt es nun, »haben sie sichs einfach selbst verschafft«. Früher, du mein Gott, da standen wohl die sehenswerten Kommerzialräte, die Konsuln von Paraguay und überhaupt die Champagneragenten, die man als Vertreter des diplomatischen Korps bemerkte, herum, aber was nützte das alles der Jugend, der lieben Jugend fehlte es gerade deshalb an Raum und Bewegungsfreiheit. Noch auf dem vorjährigen Ball, der, wie sagt man doch, im Zeichen Schillers stand, konnte man vielfach die Klage hören. Aber im Zeichen Schillers besann man sich auch, diesen miserablen Zuständen abzuhelfen. War das ein Gedränge! Nun,

»wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden —
greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel —
und holt herunter seine ew'gen Rechte«.

Ganz unbekümmert um die zuströmenden Würdenträger, »beginnt plötzlich ein couragiertes Paar zu tanzen«. Was sagt man!

»Der alte Urstand der Natur kehrte wieder —
wo Mensch dem Menschen gegenüber steht.«

Nur die Estrade, dieses Asyl schwitzender Sehnsucht, bleibt von der Revoluti-on unberührt. In dieser Beziehung hat sich nichts geändert. Während die Komiteeherrn »alle Hände voll zu tun haben« — indem sie nämlich viel besprechen müssen —, vollzieht sich »das Erscheinen der Mächtigen, Angesehenen und Berühmten«. »Charakteristische Gestalten aus der politischen Welt tauchen auf«, um sogleich wieder in der »noch jugendlichen Erscheinung des öster-reichischen Ministerpräsidenten« zu verschwinden, hier sieht man die Grazie der Tanzkunst mit dem schweren Ernst der Diplomatie trauliche Zwiespra-che halten, und während sich das Fräulein Wewerka vom Ballett mit dem ja-panischen Geschäftsträger über die Lage auseinandersetzt, meldet der krieg-erische Schmock bereits, daß »die Estrade heftig belagert und heftig verteidigt wird«. Wann aber, wann endlich einmal, wird sie sich übergeben?

* * *

DER PUNKT

Ich habe den Schlußpunkt der Burgtheaterherrlichkeit entdeckt. Den toten Punkt, über den kein Burgtheaterdirektor hinauskommt. Nichts hilft, dieser Punkt trägt an allem Schuld. Man glaubt natürlich, daß ich den »Dunklen Punkt« meine, der jetzt im Burgtheater gespielt wird. Aber die schlechte Literatur hat das Burgtheater nicht heruntergebracht; das behaupten nur jene theaterfremden Kritiker, denen es nicht gelungen ist, ihre eigene schlechte Literatur dem Burgtheater anzuhängen. Was ich nun meine, wird man erst verstehen, wenn man sich vor die Front des Burgtheaters stellt und dort hinaufschaut, wo Apollo, bekanntlich einer der beliebtesten Götter Wiens, seinen Wohnsitz hat. Zu seinen Füßen wird man in mannshohen Lettern die Aufschrift finden:

K. K. HOFBURGTHEATER.

Punkt! Darüber komme ich nicht weg. Diesem Punkt gebe ich die Schuld, daß die künstlerische Entwicklung ins Stocken geraten ist. Aber, seien wir gerecht, er hat dafür auch schon manches Unheil verhütet. Denn wie leicht hätte es geschehen können, daß ein Wiener, der ja so lange auf ein Dach schaut, bis sich andere Wiener ansammeln und auch aufs Dach schauen, wie leicht hätte es also geschehen können, daß dieser Wiener und alle, die in gutem Glauben seinem Beispiele folgen, weiterlesen, nachdem sie mit der Aufschrift:

K. K. HOFBURGTHEATER

fertig geworden sind. Man male sich nur die Folgen aus. Die Wiener lesen weiter nach rechts, immer weiter, bis dorthin, wo der Volksgarten beginnt, und wenn nicht ein zufällig des Weges kommender Wachmann Halt ruft, kann es geschehen, daß sie von einem zufällig des Weges kommenden Einspanner überfahren werden. Da nun der Erbauer des Burgtheaters, der Baron Hase-nauer, die Gefahren des Verkehrs erkannte und die Gelegenheiten der Warnung nicht überschätzte, so entschloß er sich, allen Eventualitäten vorzubauen und die Wiener durch einen nicht zu übersehenden Punkt vor den Folgen des unvorsichtigen Weiterlesens zu bewahren. Durch Wochen stemmten ein Dutzend Arbeiter an dem Stein und stanzen einen Punkt, so groß wie der Kopf eines erwachsenen Wieners. Man wäre nun versucht, in dieser Mühe ein Sinnbild des dekorativen Kretinismus zu erblicken, der um eines Schnörkels willen gegen alle Ökonomie wütet. Aber man würde damit den sozialhygienischen Wert dieses besonderen Punktes verkennen. Denn es ist erwiesen, daß sich in den zwanzig Jahren, die das neue

K. K. HOFBURGTHEATER.

steht, kein nennenswerter Unfall ereignet hat. Auf dem Franzensring sammeln sich die Leute, sie lesen die Aufschrift mit Interesse, aber sie wissen, wo sie aufzuhören haben, und gehen wieder ihrer Wege. Neugierige fühlen ein kräftiges »Zaruck!«, und die anderen bescheiden sich. Nur auf manche Passanten übt gerade wieder der Punkt eine besondere Anziehungskraft aus. Zum Beispiel auf die Burgtheaterdirektoren. Sie, die weiterlesen sollten, starren fasziniert auf den Punkt. Sie glauben, er sei eine Fügung des Obersthof-

meisteramtes, und kommen nicht weiter. Sie laufen die Buchstabenreihe zwischen dem K. K. und dem dramatischen R auf und ab und finden keinen Ausweg. Ich glaube, es wäre ihr ewig Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren. Und es wird einmal eine Sage sein, daß ein Fluch auf dem Hause gelastet hat, an dem nicht die Akustik, sondern die Interpunktion schuld war. Man befreie die Kunst und Sorge für die Sicherheit des Publikums durch Vermehrung der Wache ¹!

* * *

DEUTSCHE DICHTER

Eine der dankenswertesten Einrichtungen des deutschen Buchhandels sind die Prospekte, die den Zeitschriften beigelegt werden. Sie enthalten nicht nur eine Fülle jener kritischen Einsicht, die die Verleger an die Beurteilung ihrer Ware wenden, sondern oft auch die Konterfeis der Autoren, deren Züge viel besser für die gediegene Qualität des Buches sprechen als das lauteste Lob des Verlegers. Man hat da mitunter wirklich eine Galerie von Charakterköpfen beisammen. Da ist vor allem der Herr Eduard Engel, Literarhistoriker. Er hat einen Goethe, »der Mann und sein Werk«, herausgegeben, und es sei, meint der Verleger, ein »Beweis für Goethes wahre Menschen— und Dichtergröße, daß er diese rein menschliche, streng kritische Darstellung noch viel herrlicher besteht« als die aller anderen Goethe—Biographen. Dieser Herr Engel, der sich in Deutschland großen Ansehens und vieler Auflagen erfreut, hat mich auf die Idee gebracht, eine eigene Razzia auf Literarhistoriker zu veranstalten. Vielleicht komme ich einmal dazu. An jenen Geist schließt sich ein anderer, der noch viel herrlicher als Goethe die Kritik des Herrn Engel bestünde, der schalkhaft lächelnde Oskar Blumenthal. Er weiß, daß der Verleger recht hat: »Wir sagen nicht zu viel, wenn wir Oskar Blumenthals 'Buch der Sprüche' als einen Hausschatz an Lebensweisheit bezeichnen, der als Standard Work in den Besitz des deutschen Volkes überzugehen verdient. Geschieht dem deutschen Volke ganz recht. Herr Paul Lindau dagegen wird wieder allen jenen willkommen sein, »die die Lösung der unendlichen Rätsel im Verkehr von Mann und Weib zu finden wünschen«. Überdies schildert er noch »das in tausend Nuancen schillernde und so prickelnde Leben der modernen Gesellschaft Berlins«. Kann man mehr verlangen? Nicht einmal von Herrn Felix Josky, wiewohl dieser doch »mit Florett und Laute« dichtet. Aber einer ist da, der das Kunststück wirklich fertigbringt. Wer anders als mein Lothar? Ja, das ist der alte Schalk, der alte Rattenfänger, ich erkenne ihn. »Das Leben sagt nein«, lautet der Titel seiner Novellen. Wie? Resignation? Lebt der alte Sprudelgeist nicht mehr? »Aber nein!« sagt wieder der Verleger, »der fröhliche Rudolf Lothar, der Verfasser lachender Romane und amüsanter Schauspiele, ist sich treu geblieben, und wo in seinen Erzählungen das Leben nein sagt, da ertönt sogleich das helle 'ja' des Welterstürmenden, des Lebensiegers«. Ja, ja, und tausendmal ja, er lebt, er ist da, es behielt ihn nicht. Gewiß, er arbeitet für den Lokalanzeiger, aber, sagt der Verleger, »selbst Schicksalsschläge, unter denen Mutlose zusammenbrechen, sind für diesen nur

1 In der Zeit vor dem Weltkrieg war es Usus, **jede** Überschrift mit einem Punkt abzuschließen. In Mainz beispielsweise kann man am Rheinufer »Holzthor.« lesen. Auch KK pflegte diese Sitte, die in meiner Ausgabe aber nicht beachtet wird. Heft 283 ist das erste ohne den Überschriften—Punkt.

Nur ein scheinbarer Widerspruch ist es, wenn die Inschrift am Reichstagsgebäude »Dem deutschen Volke« ohne Punkt steht. Sie wurde erst 1916 angebracht.

glücksame Weckrufe zum Leben, zu neuen glücklichen Dingen.« Herr Lothar war lange Zeit Interviewer, aber der Verleger sagt, daß er Epikuräer sei. »Man weiß«, setzt der Verleger hinzu, »daß Epikur nicht der reiche Schwelger ist, für den man ihn *in manchen Kreisen* hält, sondern, daß er ein Mann war, der die unversiegbliche, unzerstörbare künstlerische Freude an allem Seienden zum Kern seiner Philosophie gemacht hat.« Mein Gott, was wird nicht alles herumgetratscht in den Literaturkaffeehäusern! So konnte auch das Gerücht entstehen, daß die Herren Epikur und Lothar reiche Schwelger seien. Ist es ein Wunder? Schließlich hat sich ja auch der Glaube festgesetzt, daß der große Pan tot sei. Aber es ist nicht wahr, er lebt und arbeitet für den Lokalanzeiger unter dem Namen Holzbock ... Ein anderes Bild: Mitten in die Zone der Kultur führt uns Hans Olden. Von ihm heißt es: »Olden braut starke Getränke und bereitet sie zu wie ein Gentleman. Man hat die Vision krachend ins Schloß geworfener Türen ... « Aber es handelt sich nicht, wie man vermuten könnte, um ein Stilleben aus einer Bar, sondern um einen Novellenband mit einem Geleitwort von Maximilian Harden. Der sich sonst bekanntlich nur für die bessere Lyrik einsetzt. Dann aber kommt Herr Rudolf Presber, bei dessen Lektüre »uns das Herz lacht«, während Herr Robert Saudek wieder durch den »Pulsschlag der einander jagenden Ereignisse« bemerkenswert ist. Folgen einige Reporter und einige Blaustrümpfe. Sie alle wollen nicht nur erheben, sondern auch gelesen sein. Es ist nicht auszudenken. »Die Rettung von Kulturschätzen aus dem Brande einer deutschen Bibliothek« — solche Vorstellung möchte künftigen Historikern schmecken! Aber wir halten längst schon so weit, daß nur mehr von einer Rettung der Kulturschätze durch den Brand einer deutschen Bibliothek die Rede sein kann.

* * *

DAS BUCH ÜBER BERLIN

Für eines der schlechtesten Bücher des Jahres — platt und flott über die Maßen — halte ich »Berlin, Ein Stadtschicksal« von Karl Scheffler. Da ich zum Problem Wien—Berlin mehr als die Entdeckung beizubringen habe, daß Wien die »ältere Kultur« hat, und dieses Mehr vielleicht einmal seine einheitliche literarische Gestalt findet, so geht es nicht an, Herrn Scheffler gesonderte Beachtung zu widmen. Hätte ich bloß das Gegenteil zu sagen, ich täte es sofort. Aber alle Vorstellungsklischees, mit denen er arbeitet, hatte ich längst zertrümmert, ehe ich sie in seinem Buch vorfand. Es gibt kaum eine Banalität zum Preise Wiens, die ich mir in satirischer Absicht nicht frei erfunden hatte, ehe sie mir von Herrn Scheffler gereicht wurde. Das ist lästig; denn ich brauche das Beispiel des Herrn Scheffler nicht, um die Sorte eines Sozialästhetentums zu verpönen, und man könnte glauben, daß ich mir diese Lebensanschauung, die mir seit vielen Jahren im Magen liegt, erst von Herrn Scheffler servieren ließ, um sie zu verschmähen. Man wird eine Notwendigkeit für Polemik halten; ich werde mich erbrechen und man wird bloß glauben, es schmecke mir nicht. Um Herrn Scheffler zu widerlegen, bedürfte es keines Buches. Schließlich habe ich mir das Problem oft genug aphoristisch notiert und etwa mit dem einen Satz: »Wenn man an den Denkmälern einer Stadt in einer Automobilroschke vorüberkommt, dann können sie einem nichts anhaben« Herrn Scheffler über die ganzen Kultursorgen beruhigt, zu deren Darstellung er dreihundert Seiten braucht. Aber hoffentlich finde ich einmal ein paar Wochen, um all das zu binden, was sich mir zu meinem »Wien, Ein Stadtverhängnis« gesammelt hat. Diese Journalisten der Kultur stiften arge Verwirrung, be-

sonders wenn sie sich so fließend ausdrücken können wie Herr Scheffler. Darum sei heute nur das Niveau bezeichnet, auf dem sich die Propaganda für sein Buch bewegt. Im Buchhändlerbörsenblatt wird im Faksimile das folgende Schreiben veröffentlicht:

Maison de S. M. LE ROI Bukarest, den 6. Januar 1910.
An die Verlags—Buchhandlung E ... R ...

Berlin—Westend

Seine Majestät der König, mein Allergnädigster Herr, empfangen ein Buch, betitelt: »Berlin, Ein Stadtschicksal« von Karl Scheffler mit folgender Widmung: »Das beste Buch des Jahres. Einem einstigen Bewohner der Stadt ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegt.« Weihnachten 1909. Da jede weitere Unterschrift fehlt, so kann dem aufmerksamen Übersender der gebührende Dank leider nicht ausgesprochen werden. Ich erlaube mir daher Ihre Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen und Sie zu bitten, sofern Sie zufällig in der Lage sein sollten, den Einsender dieses interessanten Buches zu kennen, diesem Seiner Majestät besten Dank gefl. zu übermitteln. Mit bestem Dank für Ihre freundliche Bemühung, zeichne ich hochachtungsvoll etc.

Wer nur der edle Wohltäter des Königs von Rumänien sein mag? Solche Stückchen sollte ein Autor, ders mit der Kultur hält, seinem Verleger nicht hingehen lassen. Gewiß, auch meiner wird das Buch »Wien« einem einstigen Bewohner der Stadt zuschicken dürfen. Aber es wird ein Autorexemplar sein!

* * *

EIN SONDERBARER SCHWÄRMER

In einem Brief, den Anton Tschechow über einen Aufenthalt in Wien geschrieben hat, soll der Satz vorkommen: »O, meine Freunde, wenn ihr nur wüßtet, wie schön Wien ist! ... Die Straßen sind breit, *schön gepflastert* ... «

* * *

DIE ÜBERSETZUNG

Ich lese nicht polnisch, aber in einem Zeitungsausschnitt, der mir aus Krakau zugeschickt wurde und in dem offenbar vom Prozeß Borowska die Rede ist, verstehe ich doch manche Worte. Vor allem den Titel. Er lautet: »Wiedenski 'szmok'«. Ferner kann ich das Wort: »Paul Zifferer« übersetzen. Dann das Wort: »Neue Freie Presse«. Nun also, es geht, und bei einiger Übung in solchen Vokabeln werde ich bald heraushaben, was in dem Artikel steht.

* * *

WER WEISS ETWAS?

Die Neue Freie Presse schreibt:

»Der liberale Kandidat, der in Darlington den konservativen Einpeitscher Pike Pease schlug, ist ein *gebürtiger Ungar* und *heißt erst seit einiger Zeit Lincoln*. Nach vollzogenem Glaubenswechsel studierte er in Budapest katholische, in Kanada protestantische

Theologie und war einige Monate anglikanischer Kaplan in England.«

Wie mag er nur geheißen haben?

* * *

DER GORDISCHE KNOTEN

In Berlin kann es mir nicht erspart bleiben, daß ich von den Literaturbuben, die sich durch mich einen Namen machen oder an mir ein Geschäft verrichten wollen, genau so verunreinigt werde, wie es mir vor einem Jahrzehnt in Wien geschah. Das bringt das neue Terrain und das Mißverständnis der stofflichen Wirkung mit sich. Wenn die Jungen erst sehen werden, wo ich hinaus will und daß es mir nicht um die kleinen Beispiele zu tun ist, werden sie meine Fußstritte schon mit Respekt entgegennehmen. Ich kann nun von dem kleinsten Schmierfink aus die prinzipiellsten Dinge erörtern, aber man darf von mir nicht verlangen, daß ich mich polemisch mit ihm einlasse, wenn er mir zürnt, weil er etwas auf sich bezogen hat, was selbst durch ihn ins Allgemeine geht. Solcher Feigheit wird man mich nicht für fähig halten. Wenn ich schnarche, bin ich ja imstande, ein Theatertinterl mit der linken kleinen Zehe zu zerquetschen. Man wird mir nicht zumuten, daß ich wach werde. Wenn ein anderer, der nicht so wehrhaft ist wie ich, von den Wanzen gebissen wird, rege ich mich gern. Ich selbst muß zu allen Lügen und Fälschungen, zu allem Wahnwitz, der sich in die Zunge beißt, wenn er mich einer Unehrlichkeit beschuldigt, ruhige Miene machen. Wie leicht könnte es geschehen, daß ich mich kratze und der Gegner dies für die Eröffnung der Feindseligkeiten hält. Ich darf die Wanze wegschieben, nicht sie zertreten; und wenn sie wieder kommt, muß ich sie mir gefallen lassen. Sonst würde man nicht sagen, ich sei reinlichkeitsliebend, sondern ich sei kleinlich. Denn wenn ein Feldherr aus der Schlacht zurückkehrt und ein Gassenbub im Spalier behauptet, ein Knopf an der Montur sitze schlecht, so würde zwar die erweisliche Wahrheit solcher Behauptung an dem Sieg nichts ändern. Wenn aber der Feldherr beweisen könnte, daß das Gegenteil der Fall ist, so würde solcher Beweis dem Siege schaden, weil das Thema der Debatte das Niveau, auf welches ihn die Leistung gestellt hat, herabdrücken würde. Ein anderes Beispiel: Ein Journalist will mir Unaufrichtigkeit nachsagen und behauptet, daß ich früher eingestandenmaßen seine Zeitschrift aus manchen Gründen und auch deshalb gern gesehen habe, weil mir »mancher Beitrag Freude gemacht hat«. Diese Worte legt er mir in den Mund. Wenn ich nun auch nachweisen kann, daß ich zwar einmal wirklich diese Meinung bekundet, aber ihre Gründe so zusammengefaßt habe: »ich sehe die Zeitschrift gern; nicht nur, weil mir — die Ausschließlichkeit des Theaterinteresses und die Verwissenschaftlichung des Tinterlums zugegeben — mancher Beitrag Freude gemacht hat, sondern auch weil ihr Notizenteil eine gute Handhabe bietet, sich jeweils über den Stand des psychologischen Schmocktums in Deutschland zu informieren¹« — wenn das jeder einfach nachlesen kann und fünf Seiten über das Schmocktum dazu: so darf ich den Mann, der aus dem zitierten Satz Folgerungen zieht, deren Gegenteil aus den unterschlagenen Sätzen erhellt, trotzdem keinen Fälscher nennen. Ich würde ihn enttäuschen, da er in seinen kühnsten Träumen nicht gehofft hat, daß ich mich je mit ihm polemisch compromittieren werde, er würde alle Hochachtung vor mir verlieren, und die Leute im Spalier würden nicht glauben, daß ich vor dieser eklen Debatte größere Dinge geleistet habe.

1 Heft 289 # 02 »Aus dem Papierkorb«

Und mag einen die Logik der Lüge noch so sehr zum Einspruch reizen, man muß verzichten, weil man niemand davon überzeugen könnte, daß hier die Wahrheit besser sei als die Lüge. Ist es an sich schon das Unfruchtbarste auf der Welt, recht zu haben, und ist es so ziemlich das Schäßigste, was man haben kann, so muß man sich wenigstens die Leute ansehen, gegen die man recht behält. So perspektivisch selbst die Geste sein kann, mit der man ein Schmutzstäubchen abtut, so würde doch nur die Tendenz den Betrachter fesseln und durch ihre Kleinheit verwirren. Man muß resignieren. Vor dem Haß, der den Knopf an der Montur verleumdet, muß man die Waffen strecken. Die großen Gefahren sind so einfach und die kleinen so verwickelt! Was hätte denn Alexander getan, wenn der gordische Knoten ein Weichselzopf gewesen wäre?

* * *

O. J. BIERBAUM

Der Tod kann kein Grund sein, über einen Menschen Böses zu sagen. Aber ein Zwang zum Gegenteil ist er gerade auch nicht. Weil einer gestorben ist, ist es durchaus nicht notwendig, daß die Überlebenden zu lügen anfangen. Otto Julius Bierbaum gehörte zu jenen formalen Talenten, die so lange unter allerlei stofflichen Mißverständnissen für die Kunst reklamiert werden, bis sie sich dem Publikum als Librettisten empfehlen. Es sind unstete Existenzen, die von der Dummheit der zeitgenössischen Kritik zu einer geistigen Lebensführung gezwungen werden, der sie auf die Dauer nicht gewachsen sind, und die ihr Glück machen, wenn endlich der Musikant kommt, der mit ihnen das Geschäft teilt. Wir in Wien haben den Herrn Dörmann, der sich so lange neurotisch gebärdete, bis die Firma Sliwinsky dem Unfug ein Ende machte. Da alle Dämonie heute glücklicherweise durchs Kabarett führt, empfindet es der Künstler nicht mehr allzu schmerzlich, wenn er sich zu den Tantiemen herablassen muß. Und sagen wir es offen heraus: es sind in deutscher Sprache schon größere Werke geschaffen worden als Kling—klang—Gloribusch. Gibt es im letzten Jahrzehnt aber eins, das dem deutschen Volke besser gemundet hat? Nun habe ich allerdings die Schrulle, sogar Dreiviertel des Heineschen Nachruhms jener Lorelei zuzuschreiben und zu behaupten, daß selbst das mit seinem Singen der Herr Silcher getan hat. Nicht viele Lyriker gibt es in Deutschland, die ohne Kling und Klang bestehen können. Bierbaum gehört nicht zu ihnen. Was soll man nun mit einem Feuilletonnachrufer tun, der behauptet, in seiner Lyrik »ströme eine Seele aus, die frei von jeder literarischen Schrulle ihren Dichter in die zeitlose Gesellschaft der Herren Walter von der Vogelweide, Eichendorff, Mörike und Goethe erhob?« Liliencron, schrieb ich einmal, habe sich für die Teilnahmslosigkeit des deutschen Volkes furchtbar gerächt — er zeugte Otto Julius Bierbaum. Die Wein— und Mädelsingerei war dahin, Bier her, Bier her oder ich fall' um, und das gab den Bierbaumbach. Welch eine platte Revolution! Die Troßbuben, die hinter denen um 1890 liefen, hatten ihre helle Freude. Aber Liliencron war ein Dichter, trotzdem er ein »Prachtkerl« war; Bierbaum war weiß Gott nur ein Prachtkerl. Der Feuilletonnachrufer aber sagt, er habe den Deutschen »wieder zum lyrischen Gedicht zurückgezogen«. Liliencrons Realistik habe, »durch Bierbaums Sinneswärme vorbereitet, Verständnis gefunden«. Das ist der Regen, der auf den Kot folgt. Ein anderer, der von den »Sprungfedern seines überschäumenden Temperaments« spricht, bescheidet sich zu behaupten, daß Bierbaums Lyrikbände »wohl« unsterblich sind. Das ist unverbindlich. Und gäbe keinen

Grund, das Werk eines Toten der besonderen Nichtachtung zu empfehlen. Aber das Bestreben der Feuilletonisten, Literaturgeschichte zu machen, schlägt doch gerade bei solchen Anlässen so störend durch, daß man rechtzeitig vorbauen muß. Daß »die Lyrik unserer Zeit in leuchtender Schrift seinen und des ernsteren Liliencron Namen trägt«, ist eine Behauptung, gegen die man aufstehen muß, um einem von zwei Toten Pietät zu erweisen. Unter den Lyrikern unserer Zeit wird der andere nicht fortleben. Schließlich bezeichnet den schöpferischen Wert eines Lebenswerkes noch die Sprache, die seine Nachrufer finden. Von Bierbaum wird gesagt, daß er »mit einem lachenden Kling—klang~Gloribusch der ernstesten Muse einen Nasenstüber gab«, daß er »ein Deutscher war, der verdammt viel vom Franzmann gelernt hatte« und daß »neben seinem Sarge trauernd Jungfer Romantik und Demoiselle Rokoko stehen«. Der Nachruf für einen Dichter ist das Echo seiner Sprache.

* * *

Ein Rückfälliger

Der Wiener akademische Wagner—Verein als Rechtsnachfolger des Hugo—Wolf—Vereines hat an die Zeitungen, eine Zuschrift zugesandt, und nur in einer ist sie erschienen. Sie lautet:

Anlässlich der Erstaufführung von Hugo Wolfs »Penthesilea« durch die Philharmoniker zur Feier des 50. Geburtstages des Meisters hat es Herr Max Kalbeck für gut befunden, dieser Gedenkfeier zu Ehren in seinem Referate vom 3. Februar 1910 Hugo Wolf abermals auf das unwürdigste anzugreifen. Wieder schiebt er Brahms großem Gegner rein persönlicher Motive, »verletzte Eitelkeit« für seine nur auf künstlerische Empfindung zurückgehenden kritischen Urteile unter; er nennt dieselben »unwürdige Schmähungen«, für welche er seinerzeit eine »Zurechtweisung« Hans Richters als »wohlverdienten Denkkettel« erhalten habe; spricht von der »wenig redlichen Praxis«, mit welcher er »als unschuldig verfolgter Märtyrer« ausgerufen wird, und von »angeblichen Neidern und Widersachern«. Wolfs »problematische Natur ging steil bergab den Weg zum Orkus«. Und so weiter. Zuletzt meint Kalbeck, daß Wolf »außer *einigen gefälligen Liedern*« auch andere Werke von bleibendem Werte geschaffen haben würde, »wenn er sich über das Verhältnis zwischen Musik und Poesie klar geworden wäre«. Es wird gut sein, Herrn Kalbeck und zu seiner Kennzeichnung dem Publikum jene Erklärung im 'Neuen Wiener Tagblatt' vom 2. Juli 1904 wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, welche er, als ihn die Erben Hugo Wolfs wegen eines ähnlichen, den Meister herabwürdigenden Artikels zur Rechenschaft zogen, abzugeben sich genötigt sah, und in welcher er alle Stellen des Artikels, die eine Beleidigung Hugo Wolfs darstellten, als »*unstatthaft, mit dem Ausdrücke wahrhaften Bedauerns*« zurücknahm.

Der Tag, an dem das letzte Heft der 'Fackel' erschien und zum Jubiläum des Herrn Max Kalbeck seiner opfervollen Bemühungen um die Schändung des Hugo Wolf'schen Namens gedachte, hat gleich jenen Beleg für die Rüstigkeit des Sechzigjährigen gebracht. Als ob ich geahnt hätte, daß Herr Kalbeck gerade am 3. Februar rückfällig würde, habe ich das Erscheinen des Heftes für diesen Tag bestimmt. Oder als ob Herr Kalbeck gewußt hätte, daß ich ihm mit dem Lob seiner Spezialität aufwarten werde, hat er sich beeilt, sich des-

sen würdig zu erweisen. Schließlich mußte ja einmal der Tag kommen, an dem Herr Kalbeck seine Abbitte für verjährt halten konnte, je weiter er sich zeitlich von ihr entfernte, desto unstatthafter mußte sie ihm erscheinen, und da Herrn Kalbeck nicht mehr die Verurteilung, sondern — nach der bekannten Prognose des Kollegen Pötzl — nur mehr die Unsterblichkeit winkt, so konnte er die Ehrenerklärung getrost mit dem Ausdruck wahrhaften Bedauerns zurückziehen. Nur daß es ihm nicht gelang, die störende Stimme seines Gewissens zum Schweigen zu bringen, ist verdrießlich. Gerade bei dieser Gelegenheit hätte Herr Kalbeck nicht von »unwürdigen Schmähungen«, nicht von einem »wohlverdienten Denkkzettel« und vor allem nicht von einer »wenig redlichen Praxis« sprechen sollen. Solche Selbstanzeige könnte sogar die Concordia daran erinnern, daß sie ein Ehrengericht hat. Freilich, die kritischen Einwände des Herrn Kalbeck gegen Hugo Wolf könnten dort nicht inkriminiert werden. Daß Herr Kalbeck zu ihnen berechtigt ist, geht schon daraus hervor, daß er zu jenen Kritikern gehört, die es selber besser machen können. Der schwächliche Hugo Wolf, der tot ist, hat nichts Bleibendes geschaffen, weil er sich über das Verhältnis zwischen Musik und Poesie nicht klar geworden ist. Herr Kalbeck aber, der nach Herrn Pötzls Behauptung als Hüne ein vierfach Leben lebt, ist Kritiker und Librettist,

und zur Musik ist ihm gegeben,
daß er ein echter Dichter ist.

* * *

UNTER BRRN * * *

Seit den Tagen, da »Bruder Bahr einen großen Erfolg wünschte«, hat man von keinem Versuch mehr gehört, die Humanität der Loge zur Förderung geistiger Unternehmungen heranzuziehen. Jetzt wird mir das folgende Zirkular übermittelt:

Sehr geehrter Br * * *

Mit den besten Wünschen zum Jahreswechsel erlaube ich mir zugleich die Mitteilung zu machen, daß ich die Wochenschrift '*Wiener Pikante Blätter*' in eigenen Verlag übernommen habe und die höfliche Bitte an Sie richte, mich in meinem neuen Unternehmen zu unterstützen.

Die Spalten dieser Zeitung stehen den geehrten Brnn * * * zur freien *kostenlosen Benützung, falls sie gesellschaftliche pikante Vorkommnisse zur Veröffentlichung bringen wollen.*

Beifolgend eine Probenummer.

Der jährliche Abonnementsbetrag wurde für Brn * * * auf K 10 herabgesetzt.

Eine Korrespondenzkarte an untenstehende Administration genügt zur Bestellung des Abonnements.

Mit br * * * Gr * * *

usw.

Brrr!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

EINE VORLESUNG VON KARL KRAUS

**Aphorismen / Die Welt der
Plakate / Die chinesische Mauer**

veranstaltet vom **Akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien**, dürfte im März oder im April stattfinden.

Das Reinerträgnis würde dem Asylverein für Obdachlose zufließen.

Da die Vorlesung vor einem eingeladenen Publikum stattfindet, mögen Anmeldungen ehestens an den Verband und zwar an die Adresse des Kassiers Em. Jedlinsky, IX. Müllnergasse 3, gerichtet werden. Die gewünschte Karten-Kategorie (K 10, 6, 4, 2, Studentenkarten zu K 1) ist zu bezeichnen.

Die Bezahlung kann erst angenommen werden, nachdem die Einladung ergangen und bekanntgegeben ist, wann und wo die Vorlesung stattfindet.